

Inhalt

I. Universität Bayreuth, TU München, Universität Regensburg

Vorwort

von Teresa Präauer und Martin Mittelmeier	1
Marius Altegger: Nighttrain is my Lovelane	2
Lena Ghio: Champagnereffekt	5
Sonja Kappelan: Schmetterling flieg	9
Carla Steinbrecher: Nocturne	11
Navina Münch: Gans der Flamingo	14
Daniel Rimsl: Kreuzweh	18
Frederic Geiger: Mutig und Richtig	21
Kornelia Schmid: Außer Fahrplan	25

II. Universität Erlangen, LMU München, Universität Bamberg

Leah Hentschel: Eis	28
Daniela Gassmann: Schönstes Kleid	30
Ramona Löffler: Nachtwachen	33
Livia Köppl: Nicht schon wieder Turbulenzen	35
Anja Gmeinwieser: Immer diese blöde Angst jetzt	37
Barbara Holzapfel: Wo grauer Regen weißer Schnee ist	39
Bernhard Weininger: Die Tür zur Klippe	41
Samuel Flach: Blickwechsel	43
Lucia Boll: Was ich nie sein wollte	46
Robert Wolfgang Segel: Schaben	48
Dominik Erhard: An so viel kann ich mich noch erinnern	51

Vorwort

Eine Autorin und ein Lektor treffen sich in einem Hotel, das früher wohl einmal als luxuriös gelten durfte, als Spezialität des Hauses gibt es Giraffenbraten, der Champagner perlt etwas zu sehr, die Kellner haben sich in unsinnige Flamingo-Kostüme geworfen, sie wollen wohl etwas Besseres sein, zumindest wollen sie originell sein: ständig bleiben sie in gebückt kauender Haltung stehen, als laste der Schmerz der Welt auf ihnen, oder als wären sie beim Versteckspielen damals vor 53 Jahren nicht gefunden worden. Der Lektor wollte gerade einen seiner Killer-Sprüche anbringen, mit denen er die Autorin sofort für sich einnehmen kann, das hat er drauf, das ist seine ganze Profession, als der Hausfotograf die Szene mit grellem Blitz dokumentiert. Da kann der Lektor beteuern, so viel er will: man wird auf dem Foto auch beim besten Willen statt der Autorin nur einen modisch gewagten Schal auf dem Stuhl drapiert sehen.

Diese Szene ist vom ersten Satz an (luxuriöses Hotel!) höchst unwahrscheinlich. Und dennoch hat sie sich, will man alle Erzählungen aus unserem Kurs zusammenmontieren, in etwa so zugetragen. Eine Kennenlern-Szene war das Eintritts-Billet in den Kurs, später sollte noch ein Billet für den Zoo gelöst und ein altes Foto schreibend zum Sprechen gebracht werden. Hochspannend für uns, Kursleiterin und Kursleiter, zu sehen, wie sich sehr schnell so etwas wie ein eigener Ton herausbildet. Oder ist es doch eher noch eine Marotte? Um das zu überprüfen, soll das Eigene auch mal bis zur Parodie übertrieben, oder das Gegenteil versucht werden. Und immer wird gerungen um das Ausschöpfen der Möglichkeiten, die im eigenen Text schlummern. Hier sind nun erste Zwischenschritte dieser Arbeit versammelt: eine Bandbreite an szenischen Ideen und stilistischen Versuchen, deren Entstehung zu verfolgen großen Spaß gemacht hat. Lassen Sie sich anrühren, sehen Sie es den Figuren nach, wenn sie sich heillos in den Netzen ihres eigenen Narzissmus verstricken und geben Sie dem Grusel volles Maß!

Teresa Präauer und Martin Mittelmeier

Nighttrain is my lovelane

Du hast braune, nackenkurze Haare, fast einen Bob, mittelhelle Augen, bist schlank aber weiblich und nicht mehr wirklich leger angezogen. »Süß«, denke ich mir und: »Wär' doch gelacht, wenn wir beide nicht ins Gespräch kommen.« Mit Festivalheimkehrern und Businessmen steigen wir gemeinsam in den Bus um, dann später wieder in den Zug. Also massig Zeit für Zweisamkeit, nichts an Ablenkungen, null Ausreden. Nur pures, ungehemmtes, intensives Gespräch. Nighttrain is my lovelane! Und ganz ehrlich: Wer's im Zug nicht schafft, wen anzuquatschen, der schafft's doch nirgends.

Essentiell dabei: First word hits. Die ersten Worte entscheiden alles. Hopp oder topp. Bingo oder flingo. Witzig sein, spontan, direkt auf die Situation locker aus der Hüfte geschossen. Dafür erstmal unschuldig ein bisschen Interesse zeigen: »Und, schon im Klausurstress?« Und wenn du dann sagst: »Ja, und ich hab' auch noch Hausarbeiten«, dann ich knallhart: »Tja, ich muss dringend noch einen Blog und ein Spiellevel abgeben.«

Bäom!

Du lachst natürlich und meinst, dass du gern mit mir tauschen würdest, was ich dir nicht glaube, niemals. Allerdings bin ich enorm beeindruckt, als du mit Gaming Begriffen und Namen von wirklich speziellen Independent Games aufwarten kannst. Ich bin kein Nerd. Nur Spiele, die auch künstlerischen Anspruch haben, interessieren mich. Dein Ex-Freund war sehr Gamingaffin, sagst du. »Ex-Freund«: Jackpot!

Wie ich dich beeindrucke? Große Namen natürlich. Einen nach dem anderen hau ich raus, wie 'ne Schnellfeuerwaffe. Bukowski ist der Kafka der Moderne und die Romantik hat ihre Renaissance im Hipstertum.

Ich staun' schon nicht schlecht, wie gut du mich verstehst. Und das will echt was heißen, so schwierig wie ich bin. Zum Know-What hab ich nämlich auch das auch Know-How. Meine größte Stärke also: Das Denken.

Und das geht bei mir kreuz und quer, vorwärts und rückwärts in liegenden Achten. Bevor du einmal „Hegelsche Dialektik“ sagen kannst hab' ich vier Paradoxa mit 'nem Zirkelschluss gelöst. Ich philosophier in Rohrschachtelsätzen, das is' fast schon Mann'sch. Auch deepe Themen greif' ich an. Schon mal den Vanitasgedanken bei GNTM erkannt?

Aber was, wenn du mich doch nicht magst? You can't always get what you want. Dann wird es noch andere Nachtzüge mit fremden Mädchen geben, die sich ob der Langeweile im Zug volllabern lassen. Gut, die Tatsache, dass wir in dieselbe Stadt müssen, macht ein Wiedersehen etwas wahrscheinlicher. Aber nicht notwendig. Wenn wir uns nicht verstehen, sehen wir uns nie wieder. Ich kann mich also total an dir ausprobieren, für die Zeit im Zug. Nighttrain – My lovelane. Wie die anderen Mädchen frage ich auch dich, ob du schreibst, denn alle Mädchen schreiben ja bekanntlich, und auch wenn meine eigenen Werke tendenziell experimentell, gewagt und streitbar sind, rede ich gerne und durchaus versiert darüber. Vielleicht kann ich dir ja bei deiner Poeterei helfen. Ich stelle mir vor, wie wir uns gegenseitig Gedichte vorlesen, du mich inspirierst und ich dir helfe, deine künstlerische Ader zu intensivieren. Du schreibst 1. ehrlich und 2. offen, also die militante Form von »ehrlich«. Es ist süß, wie du mir später über das Telefon Gedichte über deinen Ex-Freund vorliest und intime Stellen mit »Blablababla, uninteressant...« überspringst. Mehr aus Rücksicht auf mich als auf irgendeine Privatsphäre, habe ich den Verdacht.

Meine Wirkung auf dich scheint archaisch, musenhaft, unkontrollierbar und ungewollt, aber nicht gegen meinen Willen. Nur gegen deinen, denn du beherrscht gern, manipulierst und diskutierst scheinbar logisch auf höherem Niveau als ich, was mich zugleich auf meine Bescheidenheit zurückweist, aber auch kickt und anzieht. Es macht dich zu etwas Besonderem, das zu erforschen ich Anstrengungen auf mich zu nehmen bereit bin.

Jedoch nicht, weil du auch nur ansatzweise unschuldig wärst. Meine Mandelentzündung schiebe ich halb im Scherz auf dich. Denn du bietest mit aus »reiner Höflichkeit« immer eine Zigarette an. Und ich, Partyraucher, nehme immer an. Immer Party. Du bist süchtig, rauchst aber nicht alleine, was dich süchtig nach Gesellschaft macht und dein Umfeld zu Rauchern. Mich reizt die Gefahr der Abhängigkeit von dir und der Zigarette. Du wirst mir beibringen auf Lunge zu

rauchen, und noch so einiges mehr und mir starke Schmerzen bereiten wie eine echte Femme Fatale.

Aber jetzt ist es noch nicht so weit. Jetzt sitzt du mir erst einmal im Zug gegenüber, hältst keine Kippe, aber sehr viel Augenkontakt, fühlst dich von meinem Blick angezogen, ja fixiert. Ich genieße das. Es gibt mir Macht. Wenn ich dich mit meinem durchdringenden aber selbst undurchdringlichen Blick fessle, könnte ich alles mit dir anstellen. Du schlägst dich ganz gut im schweigsamen, spannungsgeladenen Blickduell, kannst aber noch einiges lernen von mir, mein Padawan. Als wir am letzten Bahnhof aussteigen, bist du immer noch in meinem Bann. Unauffällig schätze ich ab, wie es jetzt weitergeht. Vielleicht gehen wir ja noch zu dir. Vielleicht erzählst du mir am nächsten Morgen aufgewühlt, dass du eigentlich doch einen Freund hast, den du nicht verlassen willst. Und so muss unsere romantische Affäre, die noch lange andauern wird, für immer streng geheim bleiben. Vielleicht, denke ich mir im Stillen.

Aber dafür hätte ich dich erst einmal wirklich ansprechen müssen.

Stattdessen beobachte ich wehmütig, wie deine anmutige schwarze Gestalt in der Nacht verschwindet. Na gut. You can't always get, what you want. Wär' doch gelacht, wenn ich im nächsten oder übernächsten Nachtzug nicht mit jemanden ins Gespräch käme. Massig Zeit für Zweisamkeit, nichts an Ablenkungen, null Ausreden. The next nighttrain, then, will be my lovelane.

Champagnereffekt

Wenn man Abend für Abend in dieser Flasche rumhängt, das unförmige Mundstück zwischen den Zähnen und die im Wasser leichenhaft weiß aussehenden Titten nach rechts und links abgetrieben wie die zwei Hälften eines ausgenommenen Fisches, ziehen alle Gedanken eine helle Spur hinter sich her, bevor sie verschwinden.

Ich habe mich an den Druck, der entsteht, weil mich die Gewichte am Boden halten, gewöhnt, und seit ein paar Wochen ist es auch nicht mehr so unangenehm, durch den Schlauch zu atmen.

Es macht mir nichts mehr aus, dass das Stück Gummi in meinem Mund genau andersrum sein müsste, damit es nicht dauernd fast rausrutscht und zusammen mit den kitschigen Kohlensäureperlen in den Flaschenhals gedrückt wird. Ich habe mich einfach daran gewöhnt. Es sind die Blasen, die einen verrückt machen.

Bonka hat das Atemgerät aus zusammengeklauten Autoteilen gebastelt, und als ich den schwarzen kabelartigen Wurm mit der abgeschnittenen Nuckelflasche vorne dran das erste Mal gesehen hab', wär' ich fast von der Stage gekippt vor Lachen.

Als ich damals von ihm aufgegabelt wurde, waren es diese verrückten Ideen, die mich zum ersten Mal seit langem wieder zum Lächeln gebracht hatten. Rumbloßeln, mit den anderen Girls die Jointstummel aus dem Aschenbecher rauchen und sich gegenseitig Henna-Tattoos auf die Beine malen, während Bonka seinen gekürrten Quatsch erzählte – das hatte sich angefühlt wie Karussellfahren.

Die chinagelbe Flüssigkeit, in der ich seit zehn Minuten schwimme wie eine vergessene Peperoni, ist jetzt schon nicht mehr richtig warm und wie immer wundere ich mich darüber, dass man unter Wasser Gänsehaut kriegen kann. Seit dem ersten Mal, dass ich »The Girl In The Champagne Bottle« mache, leisten mir ein blauer Plastikflamingo und einige überdimensionierte Pokerchips Gesellschaft. Sie stehen, so hab' ich es mir in den vielen tauben Minuten ausgedacht, für das, was war und das, was noch kommen wird. Zu hoch gepokert in der letzten Zeit und: Keine Ahnung, was der Flamingo soll.

Lewis stellt schon die Glaspypamide für den Freiprosecco auf, den die ersten zehn notgeilen Wichser kriegen, die heute reinkrabbeln. Ich kann es zwar durch die Flaschenkrümmung nicht richtig sehen, nur eine Figur und etwas, das vor ihr

glitzert, aber er macht es immer, nachdem er die Instant-Kohlensäure in meine Flasche gefüllt hat. Das ist der Moment des Abends, wenn die kleinen, durch das Ventil freigelassenen Blasen aufsteigen und Slalom auf meinen Armen fahren. Am Anfang hab' ich das noch richtig genossen, hab' immer versucht, mich beim Tanzen so zu bewegen, dass irgendwo auf meinem Körper eine bis zum Schluss übrig bleibt. Das war meine kleine private Challenge, aber es hat sich verändert. Gestern Abend fand ich noch eine auf dem Laken, als ich schon im Bett lag. Sie hätte mir fast die Rippen gebrochen.

Bonka kommt durch den Gang in den Club, sein Blick scannt routiniert den Raum nach Fehlern ab. Hat der Vorhang schon immer so nach Pisse gestunken? Er nähert sich seinem Platz in der Pervert Row, der Reihe für die Perversen. Nicht, dass er auf den intimen Moment stehen würde, wenn die Girls aus dem Backstagebereich auf die Bühne kommen; aber von hier aus kann man am besten jedes Gelenkheben kontrollieren.

Beim Hinsetzen inspiziert er schon einmal die Bühne, auf der die riesige Flasche steht. Seine Idee. Eine der besten, die er je hatte. Trotzdem ist er froh, dass die Kleine schon drin steckt. Er will ihre verlorenen blauen Augen nicht mehr sehen, die immer noch glauben, dass er irgendwann mit dem Geldsack kommt.

Schon füllen sich die Reihen. Ganz vorne stehen wie fast immer Jimmi und Ralf, die ihre stinkenden Ärsche meist nicht lange in den Sitzen halten können, wenn die Show erstmal angefangen hat. Sie sind auf keinen Fall ihre six feet von ihr entfernt, aber sie hat ja auch die Flasche dazwischen. Jetzt setzt der Sound ein, das Mädel fängt an sich zu bewegen. Ihre schmalen, fast weißen Gliedmaßen schlingen sich fein in alle Richtungen. Es sieht schon ein bisschen krank aus, wie sie sich hin und her wirft, aber die Menge findet's geil, und das ist es auch.

Lewis, dieser Schwachkopf, hat heute wieder viel zu viel von der Pressluft reingehauen. Man sieht sie gar nicht richtig. Außerdem ist das Glas ein bisschen beschlagen. Aber die Möpse sind da. Weil sie sie brav ans Glas drückt, wie er es ihr gesagt hat. Und das Zappeln sieht schon auch heiß aus, wenn es so ein bisschen unscharf ist. Wie so ein kleines zuckendes Ding, das noch im Ei steckt. »Erst angebrütet«, denkt Bonka.

Als Bonka reingekommen ist, hab ich ihn gleich an seinem hässlichen Mantel erkannt, der zwischen den aufgedunsenen rosa Gummibärchen – den Sitzreihen von hier drinnen aus gesehen – als blassbrauner Fleck aufgetaucht ist. Seitdem brennt sich etwas in meine Magenhaut und scheint an einer Stelle alles zusammenzuschmelzen. Ob das die kleine Blase ist, die sich irgendwo zwischen meinen Rippen verkantet hat? Ich dachte, ich hätte sie das Waschbecken hinunterkullern lassen, immer im Kreis, bis sie in den Abfluss geplumpst ist? Aber nein, sie ist in mir drin, sie muss irgendwie reingeflutscht sein. Das ist Bonkas Schuld. Er hat neue Instant-Blasen gekauft. Er muss sie irgendwie behandelt haben, und es ist ihm egal, ob sie mir schaden. Bonka ist ein Raincoater. Ihm ist auch egal, ob eine die Krätze hat oder wie alt sie ist. Hauptsache sie kann gut *bangen*.

Immer mehr dunkle Schemen kommen aus ihrem Tunnel und setzen sich in die Reihen. Ich spreize die Finger noch fester gegen das Glas und spüre, wie sie sich ansaugen. Das ist seit ein paar Tagen so. Die Blase tut weh in meinem Inneren. Sie frisst sich durch, die Nieren entlang und die Wirbelsäule hoch. Sie ist wie ein Angelhaken an einer Schnur, der quer durch mich hindurch gezogen wird, mich zerwühlt und alles zerreißt, Fleisch, Haut und Wasser, sodass nur noch Schleim übrig bleibt. Ich werfe mich hin und her, dass sie weg geht, aber wo soll sie denn hin? Gelb und Gelb und Grün umgeben mich, meine Zunge wird immer dicker, ich verliere das Mundstück. Es flutscht nach oben, aber ich kann atmen. Die Blase ist jetzt in meinem Kopf angekommen, ist viel zu groß und dehnt meine Backen so, dass die Haut ganz dünn wird. Ich schüttelte mir die komischen Gewichtmokassins von den Füßen und lasse mich auftreiben bis zur Oberfläche. Es ist ein kurzer Flug. Angekommen lege ich die Hände wieder an die Scheibe und spähe zu dem ekligen hellbraunen Fleck. Mit einem dumpfen Geräusch wie von Klettverschluss ziehe ich die Finger vom Glas, strecke sie soweit ich kann aus dem Wasser und hefte sie weiter oben an die Scheibe. Dann ziehe ich mich hoch und eine Trillion Blasen treten die Flucht an.

Gerade ist sie ein bisschen geschwebt und hat dann ihre Beine so komisch in den Flaschenhals gespreizt. Ihr Gesicht zeigt nach unten und der Rücken hoch, wie bei einer Spinne.

Bonka fragt sich, wie sie das macht, denn normalerweise halten die Gewichte sie am Boden. Er kann es durch das trübe Glas nicht richtig sehen und steht auf. Das ist immerhin sein Laden.

Jetzt ist sie schon fast hinter der goldenen Glanzpapiermanschette im oberen Drittel der Flasche verschwunden. Bonka lehnt sich noch weiter vor und schaut durch die Scheibe in die sich verjüngende Öffnung. Der am Flaschenboden angebrachte Spot blendet ihn, aber durch die Verzerrungen von Glas und Flüssigkeit hindurch kann er gerade noch ihren Umriss ausmachen, der zusammengefaltet im Kopf der Flasche steckt. Sie hat die Beine und Arme an die Außenseiten gestemmt und scheint ihren Rücken von unten gegen den Korken zu drücken. Wie kann das sein? Bonkas Hand- und Fußflächen fangen an zu schwitzen. Er sieht sich so ruckartig um, dass die Köpfe der Zuschauer kurz brauchen, bis sie wieder auf den richtigen Körpern sitzen, aber alles ist wie immer. Sie hängen an der Show wie an der Titte ihrer Mutter. Sein Blick wandert zurück zu der zuckenden Gestalt am Kopf der Flasche. Einer ihrer Füße rutscht ab, doch sie kann sich noch rechtzeitig fangen und ihn wieder an seine Stelle bringen. Neben ihm sieht Jimmi zur Decke hoch, wo der überdimensionale Korken anfängt sich zu bewegen. Auch Bonkas Augen stellen sich scharf, sein Mund wird ganz pelzig und er fragt sich, warum er nicht wütend ist, sondern die Glieder der Rolex gegen sein Handgelenk schlackern. Der kleine Fuß steht noch immer da. Die Ferse hebt und senkt sich, während ein merkwürdig quietschendes Geräusch ertönt, wie wenn etwas durch ein zu enges Rohr geschoben wird, es wird immer lauter. Dann und nach einer seltsamen Stille, die sich wie Eiskristalle durch den Raum verästelt hat, löst sich mit einem ohrenbetäubenden Ploppen der Korken.

Bonka steht wie erstarrt. Als das Spritzen und Sprudeln nach einigen Sekunden endlich versiegt, schieben sich zwei Ärmchen, blind umhertastend wie Fühler, aus dem Flaschenhals. Zwei gelbe Augen tauchen auf, rund und groß wie Leuchtbojen, die lebhaft in alle Richtungen blinzeln.

Als dann der Rest eines schleimigen Körpers erscheint, der sich mit aller Kraft um die glatte Öffnung der Flasche klammert, um nicht abzurutschen, stolpert Bonka hektisch über die Sitzreihen, kommt hart auf dem Boden auf und kriecht weiter Richtung Wand, aber es ist zu spät. Zwei Sprünge und sie steht vor ihm.

Hände wie riesige Scheuklappen legen sich um sein Gesicht. Erst sieht er noch zwei leuchtende Scheiben, dann nur eine weißlich verschwommene Welt, wie durch Flaschenglas.

Wenn ihm noch Zeit für einen allerletzten Gedanken geblieben wäre, hätte der wohl irgendwas mit Schwimmhäuten zu tun gehabt.

Schmetterling flieg

Sie steht da, mehr nicht. Den Kopf erhoben, die Augen geschlossen. Sie hört zu. Das Singen der Vögel, das Streichen des Grases. Der Wind noch laut, er lässt sie zusammenzucken. Dann breitet sie die Arme aus, macht einen Schritt, dann den zweiten, dritten, immer schneller, sie tanzt.

Der Brunnen vor ihr gluckert, erzählt einen Witz, spritzt vor Lachen über die Ränder. Sie muss lachen, tanzt auf ihn zu. Sein Glucksen gesellt sich zu den anderen Instrumenten, zusammen ergeben ihre Stimmen ein seltsam harmonisches Stück.

Sie mag seltsam. So wie sie. Natalie ist seltsam.

Sagt Vater, wenn er zu lange in seinem Arbeitszimmer war. Wenn er die Türklinke drückt, läuft sie weg.

»Natalie!«

Sie ist Natalie, sie erinnert sich.

Ein Wimpernschlag, das Gras zu ihren Füßen ist nur noch Gras. Es liegt platt getreten hinter ihr, die Bäume wippen nicht im Takt, keine Welle kräuselt die Oberfläche des Brunnens, der Wind ist verstummt, die Vögel sind fort.

Sie hebt den Kopf, sieht ihre Mutter neben dem Brunnen stehen. Mutters Kleid ist gelb, mit Blumen. Manche von ihnen sind rot. Sie mag kein rot. Wieder dreht sie sich im Kreis, zu schnell, jetzt ist sie außer Takt, desolato.

»Natalie«, ruft Mutter. »Schau zu dem Mann mit der Kamera.«

Sie will nicht, seine Weste ist rot. Mutter seufzt. Sie beißt in ihren Fingernagel, lässt das Ding in ihrer Hand fallen. Zieht die Schultern hoch.

Mutter kommt zu ihr, sie schaut auf den Boden. Sie ist größer als Mutter. Aus den Augenwinkeln kann sie ihre kunstvoll geflochtene Frisur erkennen.

»Natalie, bitte. Nimm‘ nur die Handtasche. Und versuch‘ zu lachen.«

Ihre Finger gleiten über den weichen Stoff des Mantels, tasten das Fell. Der Brunnen gluckert, der Wind braust auf, die Bäume werden leiser. Sie will nicht, die Fugen des Steinwegs sind voller Moos. Haare sind in ihrem Mund, als sie den Kopf schüttelt.

Mutter wirft Vater einen Blick zu, er verschränkt die Arme, wendet sich ab.

Mutter schaut nach rechts und links, bevor sie sie zurechtrückt wie ihre Möbel.
»Es geht auch ganz schnell, versprochen.«

Dann geht Mutter. Sie bleibt so, wie sie drapiert wurde, Finger im Mund, den Kopf zwischen den Schultern.

»Natalie hier her.«

Mutter winkt, ihre Stimme als einziges Geräusch, sie folgt ihm.

Natalie sieht zu ihr, nicht zu Vater, nicht zu dem anderen Mann. Der Mann fängt an zu zählen. Die Zahlen passen nicht zur Melodie. Zu kurz. Zu laut. Zu ... Ein blauer Schmetterling gleitet durch die Luft. Seine kleinen Schwingen singen leise Töne, so schön. Sie wippt mit dem Oberkörper zu seinem Gesang. Er lässt sich im Gebüsch nieder. Natalie beobachtet ihn, jede Bewegung seiner Flügel ein gezupfter Ton, der beruhigend über ihre Haut streicht. Sie lächelt, als das Gras zaghaft einstimmt.

Der fremde Mann ruft weiter Zahlen, falsch herum. Vier, drei, zwei ...

Der Schmetterling erhebt sich, der Wind feuert ihn an, die Melodie wird lauter.

Sie will ihm folgen. In diesem Moment wird die Welt schwarz weiß.

Die Musik hört auf.

Nocturne

Den ganzen Tag schon hatte sie allein auf dem Balkon ihres Zimmers im ersten Stock gesessen und zugesehen, wie in edlen Automobilen immer neue Gäste über die schmale Zufahrtstraße zum Landhaus herangefahren wurden, wie sogleich elegant in Schwarz gekleidete Bedienstete hinzutraten, die Gäste in Empfang nahmen und das Gepäck ausluden. Amüsiert hatte sie dabei zugehört, wie sich die neuen Gäste wenige Augenblicke später auf dem Gang zu den Zimmern miteinander bekannt machten. Man lächelte, man schüttelte Hände, man wiederholte den Namen des anderen, um ihn im selben Moment wieder zu vergessen, weil schon der nächste Name, das nächste Gesicht, die nächste Stimme, der nächste Mensch sich einem aufdrängte. Die Choreografie wurde beschleunigt durch die übrigen Hausbewohner, die geübten Schrittes den Gang durchquerten und erste Gespräche entfachten. Man einigte sich auf Verabredungen zum Mittagessen. Als die Treppen zum Speisesaal hinuntergegangen wurde, man hinunterschritt, schlurfte, schlich, schloss sie die Augen und lauschte. Die ersten Schritte leiteten das Thema ein – die Richtung vorgebend – dem Impuls folgend ein zweites – ein drittes – viele weitere Schritte – einander nacheilend – übereinander – untereinander – tosendes Schrittegewirr ließ das Treppenhaus erschallen. Sie öffnete die Augen erst, als die letzten Schritte verklungen waren. Nach dem Essen wiederholte sich das Ganze und gipfelte in chaotischem Crescendo oben auf dem Treppenansatz – man sortierte sich zu Spaziergängen an den See. Später, zur Feier des Abends, würde man im Speisesaal die Tische zusammenstellen, um auf das fröhliche Beisammensein anzustoßen. Einige der Gäste, die sich schon längere Zeit im Landhaus aufhielten, kannte sie, ein paar von ihnen mochte sie sogar. Ein sehr sympathischer, ihr außerordentlich zugetaner Herr würde heute sein letztes Abendessen zu sich nehmen und wenig später weiterreisen. Sie hatten einige Male recht anregende Unterhaltungen geführt. Manchmal waren sie an den See gegangen. Sie würde sich nicht von ihm verabschieden.

Gehen wir noch einmal zum See? Nein. Keine Fahnen, Floskeln, Formalia. Kein unerträgliches Pathos. Außerdem: zwei, die sich kennen, trennen sich nicht. Wenn sie in ein paar Tagen ebenfalls ginge, ginge sie eben mit einem größeren Koffer. Wenn es so war, könnte sie eigentlich auch jetzt sofort gehen. *Was hält Sie den ganzen Tag im Haus?* Ihre Beine. Wenn man den ganzen Tag auf dem Balkon saß, wurden einem schon mal die Schenkel schwer. *Kommen Sie mit zum See?* Sie tun ja so, als werden wir morgen nicht gegangen sein. Aber wir werden gehen, jawohl. Sie

erinnerte sich an nächtliche Feiern, an lachende Gesichter von Menschen ohne Namen, denn sie pflegte nicht nach Namen zu fragen. Sie erinnerte sich an wilde, tanzende Menschen, trunken und taub unter dem Dach des großen Hauses am schwarzen See, in dem der Mond entsetzt sein Spiegelbild anstarrte.

Während sie sich in der Fensterscheibe betrachtete, hörte sie leise die Tanzmusik aus dem Saal zu ihr herauftönen. Plötzlich sah sie den Menschenhaufen wild hinter sich durch das Zimmer tanzen. Die Musik schwoll an. Sie waren ihr, sie waren sich gegenseitig unbekannt, sie waren wahnsinnig geworden. Sie stellte ihr Glas ab. In ihrer Hast hatte sie einiges verschüttet. Es würde morgen an Kleid und Schuhen kleben.

Sie schloss die Augen und sog den Duft nach Braten und Rotwein auf, der vom Speisesaal aus zu ihr heraufstieg. Sie meinte den netten Herrn lachen zu hören. Ein Lachen, dass zu keck, zu spitzbübisch für den Gentleman war, der er zu sein vorgab. Außerdem war es heute schleppend und verstimmt. Stotternd statt laut schallend. *A-Moll statt C-Dur, meine Liebe*. Sie meinte zu hören, wie ihm zuweilen beinahe ein Stück Braten im Hals stecken blieb, wenn er daran dachte, dass sie sich nie mehr wiedersehen würden. Als er gewagt hatte, das einmal laut auszusprechen, hatte sie ihn ausgelacht.

Er hatte dann die Algen zu seinen Füßen angestarrt, während sie die Schar Gänse beobachtete, die sich weit draußen aus dem See erhob und lärmend davonzog. Sie tröstete ihn. Die Magie der Dinge läge schließlich in ihrer Flüchtigkeit. Er echauffierte sich sehr über diese Äußerung. Er brüllte Füße und Algen an, dass zwei gescheiterte Ehen und der Verlust zweier seiner vier Kinder ja wohl genug wären. *Ich warte auf das Schönste, das bleibt, zum Teufel!* Dagegen hatte sie (bis auf den Teufel) gar nichts einzuwenden. So tätschelte sie nur seine Schulter wie bei einem großen Kind. Er hob einen großen Stein auf und warf ihn ins Wasser.

Noch am selben Abend nahmen sie ein Boot und fuhren auf eine der Inseln. Das hölzerne Ruderboot vom Landhaus, der feuchte, süße Geruch, die kalte Schwärze von Wasser und Himmel, das Geräusch der Ruder. Später lagen sie nebeneinander, hielten sich an der Hand und wussten sich nichts zu sagen angesichts der Vielzahl der Sterne, der geschwungenen Schönheit der Milchstraße. *Vielleicht sitzen auf einem dieser Sterne gerade zwei wie Sie und ich, die ins Universum blicken und sich fragen, wer wohl dort in der Ferne verglüht*. Sie wusste es besser, sagte aber nichts. Der Mond ging auf und weinte sich ins eigene Antlitz. Die Sterne verblichen. Irgendwann nahm der Herr zwei Ringe aus seiner Westentasche und warf sie in den

See. Sogar sie weinte ein bisschen vor Freude. Sie hielten sich bei der Hand, bis die Sonne aufging.

Es klopfte. Sie erschrak. Sie wusste, wer es war. Es klopfte nicht noch einmal. Er wusste, dass sie auf dem Balkon saß. Er wusste, dass sie nicht aufmachen würde. Sie starrte aufs Wasser, bis sie ihn weggehen hörte. Sie starrte aufs Wasser und schreckte erst auf, als sie ihn unten im Speisesaal wieder lachen hörte.

Am nächsten Tag werden im Stundentakt immer neue Gäste über die schmale Zufahrtstraße zum Landhaus herangefahren. Elegant in Schwarz gekleidete Bedienstete treten hinzu, nehmen die Gäste in Empfang, laden das Gepäck aus. Man lacht, schüttelt sich die Hände, macht sich miteinander bekannt.

Auf dem Balkon sitzt niemand mehr, doch bald wird sich dies ändern, bald wird ein neuer Gast das Zimmer beziehen. Das Personal wird sich noch eine Weile etwas amüsiert an den freundlichen Herren und die etwas verschrobene Dame erinnern. Eine Weile.

Gans der Flamingo

»Siehst du die Gans?«

»Die Rote?«

»Nein, die andere.«

»Die Gestreifte?«

»Ja.«

»Was ist mit der?«

»Ich glaube, die wäre gerne ein Flamingo.«

Natürlich sehe ich die Gans. Wir stehen vor dem Zaun, der die Tiere im Park von uns trennt. Die Flamingos stehen dicht zusammen. Einige putzen sich das Gefieder, andere haben den langen Hals nach hinten gebogen, den Kopf unter den Flügeln versteckt und schlafen mit angezogenem Bein. In der rosafarbenen Menge steht ein heller Fleck, kaum größer als eine Ente. Auf dem Schild, das am Zaun vorne angebracht ist, steht, dass der helle Fleck eine Streifengans sei. Wissenschaftlicher Name: *Anser indicus*. Sie hat dicke schwarze Streifen auf dem Hals und einen auf dem Hinterkopf, der sich bis zu ihren Augen zieht. Mit angezogenem Bein steht sie da und betrachtet die Flamingos, die um sie herum stehen.

»Ich wusste nicht, dass Gänse so etwas können.«

»Was denn?«

»So da stehen. Auf einem Bein. Besonders graziös sieht die ja nicht aus. Ich hätte gewettet, dass sie dabei umfällt.«

»Vielleicht ist sie ja einfach verwirrt. Auf dem Schild steht, sie kommt aus Südasien. Vielleicht bekommt ihr das Klima nicht?«

Die Gans biegt den Hals nach hinten und vergräbt den Schnabel im Gefieder. Sorgfältig putzt sie sich und zupft die Federn einzeln zurecht. Der Flamingo direkt neben ihr reckt seinen langen Hals und schlägt kurz mit den Flügeln. Die Gans macht es ihr nach. Dabei wackelt sie mit dem Bürzel, als würde sie sich darüber freuen, dass sie dazu gehört.

»Glaube ich nicht«, sagst du schließlich.

»Ich glaube, sie ist einfach etwas *Gans* Besonderes.«

»Wirklich?«

»Ja. Sie will *Gans* anders sein. Anders als die anderen. Aufs *Gans*-e gehen, *Ganse*gal, was alle andern sagen. Nur so wird sie zu einer *Gans im Glück*.«

»Ich hab's verstanden.«

»*Gans*sicher?«

Ich will dir gar nicht antworten und komme auch nicht dazu. Ein kleiner Junge zwängt sich zwischen uns hindurch. »Wo ist der Graue?«, schreit er und krallt die kleinen Finger in den Zaun. »Der Graue ist nicht da!« Er dreht sich um und blickt an uns vorbei, als wären wir gar nicht da. Er schaut hoch zu seinen Eltern, die hinter uns vorbei spazieren und einen Kinderwagen vor sich her schieben. »Aber da ist er doch«, sagt seine Mutter und bleibt stehen. Ich weiß, von wem sie reden. Einer der Flamingos steht ein wenig abseits. Sein Kopf und seine Beine sind so grau und blass, dass sie nicht so richtig zu seinem restlichen rosa Gefieder passen wollen. Außerdem zittert er. Er zittert so sehr, dass man sich einfach fragen muss, wie er es schafft, sich auf einem Bein zu halten. Während ich darüber nachdenke, schreit der Junge »Tschüss, Grauer!« und rennt davon. Seine Eltern bleiben noch einen Moment stehen. »Mein Gott«, sagt die Mutter und ich sehe aus den Augenwinkeln, wie sie traurig den Kopf schüttelt. »Das Vieh sieht aus, als wäre es kurz vorm Abkratzen.«

Ich würde spontan gerne Partei für den grauen Flamingo ergreifen und der Frau erklären, dass er nicht *kurz vorm Abkratzen* ist, sondern einfach Lebenserfahrung hat. Seit ich mich zurück erinnern kann, steht er schon so da. Die anderen Flamingos sehen bestimmt zu ihm auf. Er ist das Oberhaupt. Der Captain. Don Flamingo! Aber wenn ich ihn mir so ansehe, muss ich zugeben, dass er wirklich so aussieht, als würde er gleich wegen eines Herzinfarkts zusammenbrechen.

Während ich in Gedanken versunken den grauen Flamingos betrachte, bemerkst du schon die beiden kleinen Gänse mit dem rostroten Gefieder, die selbstsicher schnatternd in Richtung Flamingos und Streifengans watscheln.

Du wirfst einen kurzen Blick auf das Schild am Zaun und hoffst wahrscheinlich, dass ich es nicht bemerke. »Die beiden, die gerade auf die Flamingos zugehen, das sind Rostgänse.« Ich nicke und schaue selbst kurz auf das Schild. »Du meinst die *Tardorna ferruginea*?« Deinen abfälligen Blick ignoriere ich.

»Genau die meine ich. Gewusst oder abgelesen?«

»Gewusst natürlich.«

»Natürlich.«

Die Rostgänse watscheln weiter zielstrebig auf die Flamingos zu, die immer nervöser werden. Nur die Streifengans steht seelenruhig dazwischen und schaut sich neugierig um. Als die zwei Rostgänse schließlich keine zwei Meter mehr entfernt sind, brechen die Flamingos in Panik aus. Sie rennen davon, dicht gefolgt von den

Rostgänsen. Sie schlagen wild mit den Flügeln und werfen den Kopf hin und her. Zwei von ihnen prallen beim Davonlaufen beinahe aufeinander. Den Grauen trifft es besonders hart. Er rutscht aus, fällt der Länge nach hin und ... nun ja, sagen wir mal: elegant sieht anders aus. Immerhin sind die Eltern mit Kind und Kinderwagen schon weitergezogen und bekommen das Desaster nicht mit. Dem Grauen bleibt also ein letzter Rest Würde, falls er es wieder auf die Beine schafft.

Die Streifengans zeigt sich von dem ganzen Durcheinander unbeeindruckt. Sie schaut den Flamingos hinterher, die sich in einer Ecke des Geheges langsam wieder zusammenfinden, dreht sich dann einmal um sich selbst und entdeckt schließlich uns. Sie starrt uns an, und wir starren zurück.

»Wo wohl die anderen Streifengänse sind?«, fragst du und siehst dich um.

»Vielleicht gibt es nur die eine.«

»Quatsch. Es muss mehr geben. Sonst gäbe es kein Schild von denen.«

»Vielleicht sind sie weggeflogen.«

»Und warum ist dann eine noch hier?«

»Vielleicht wollte sie ja alleine sein, weil sie das Geschnatter der anderen Gänse satt hat. Ich kann das gut nachvollziehen.«

Die Streifengans setzt sich langsam in Bewegung und kommt auf uns zu, wobei sie manchmal etwas mehr nach rechts geht, manchmal etwas mehr nach links, und hin und wieder etwas vom Boden aufschnappt. Endlich steht sie vor uns. Sie sieht uns abwechselnd an, während sie ihr Gefieder aufplustert und von einem Bein auf das andere tritt. Ich bin mir sicher, dass sie nachdenkt. Ich weiß nur nicht worüber. Ihr Blick bleibt an mir hängen, und sie zwingt den Kopf durch den Zaun. Ich weiche einen Schritt zurück, nur für den Fall, dass sie mir ins Bein beißen will, aber sie schnappt nicht nach mir, sondern reckt nur den Hals hoch und klappert sanft mit dem Schnabel. Dabei macht sie eine eigenartige Mischung aus Quaken und Fauchen. Ich könnte die Hand ausstrecken und versuchen, sie zu streicheln. Im besten Fall könnte ich allen erzählen, dass ich eine Gans gestreichelt habe, die sich für einen Flamingo hält. Im schlimmsten Fall müsste ich allen erzählen, warum mich eine Gans gebissen hat. Während ich nachdenke, stößt du mich mit dem Ellenbogen an.

»Vergiss es«, sagst du und grinst mich breit an. »Die Gans will nichts von dir. Schau mal.« Direkt hinter uns steht eine Familie am Seeufer, umzingelt von einer Schar Enten, einigen Teichhühnern und sonstigen Vögeln. Zwei Kinder werfen Hände voll Brot in die schnatternde Menge, die sich begeistert um sie tummelt. »Das sollten sie nicht tun«, sagst du. »Das ist schlecht für die Enten. Davon werden sie krank.« Ich

gehe einen Schritt zur Seite und die Streifengans reckt den Hals noch ein Stückchen weiter in der Hoffnung auf ein Stück Brot. »Selbst wenn«, sage ich schließlich. »Ich glaube, die Gans wäre jetzt gerne eine Ente.«

Kreuzweh

Atlas

Er hatte den Horizont tragen müssen und stellte dazu in weiter Flur allein sich auf. Er prüfte seine Schultern und Arme auf ihre Kraft: Ein Horizont umfasst doch alles, also muss er schwer sein! Aber zu Anfang lag der Horizont niedrig, daher musste er sich bücken, um die Linie zwischen Himmel und Land auf dem Buckel zu halten. Das tat er, Tage und Wochen und Jahre. Der Kopf neigte sich, die Wirbel dehnten sich, und endlich war der Rücken eine Ebene, flach wie der Horizont.

Aber die Landschaft war gewachsen! Bald hatten die Sträucher und Bäume und die fernen Berge sich über ihn hinausgeschoben; es schien, dass selbst das Gras mit jedem Jahr höher geworden wäre.

So überwuchs ihn die Welt, die durch ihn erst standfest geworden war. Jetzt steht er vergessen zwischen hohen Gewächsen und wächst in den Wiesengrund ein.

Heimlich

Er war es gewöhnt, nicht gefunden zu werden; versteckte er sich im Wäschekorb oder in der Speis, stieß allenfalls ein Elternteil auf ihn. Diesmal aber hatte er sich selbst übertroffen.

Wieder hatte er es nicht erwarten können, das Versteckspiel auszurufen. Sogleich kündigte er das Spiel an und lief los, seine Schulfreunde ließ er hinter sich. Er hatte sich gedacht, heute möchte er ein besonders schwieriges Versteck wählen und suchte nicht im Haus, sondern lief in den Garten hinaus, wo er bei einem großen Baum fündig wurde: Er stellte sich hinter den breiten Stamm ins hohe Gras und bückte sich. Erst hörte er noch fern die Stimmen der andern, sie waren noch im Haus.

Wahrscheinlich suchten sie wieder bis zur Erschöpfung den letzten Winkel ab, ohne Erfolg, denn er war ja hier! Nun wartete er aber schon lange, und still war es geworden. Wo blieben denn nur seine Freunde? Suchten sie noch nach ihm? Hatten sie die Suche aufgegeben? Waren sie eingeschlafen? Wie viel Zeit war vergangen? Gingen sie jetzt überhaupt noch zur Schule? Beim gespannten Warten flogen seine Gedanken.

Eine Welt der Tat

Er hatte die Absicht, aus der bestehenden Welt eine neue zu erschaffen. Er lief ins Freie, wo er in üppigem Grün zwischen hohen Bäumen stand.

Noch wusste er nicht, wie er es anfangen sollte: Würde sich neue Materie zwischen seinen Händen bilden, wenn er sie ausstreckte? Schössen Bäume und Gebirge aus dem Erdboden, hielte er flach die Arme darüber? Er blickte auf die Stämme und die Gräser um ihn.

Ratlos stand er im Freien: Alles Geschöpfte könnte einmal vergehen, sein Schöpfer stünde also nach all der Mühe vor nichts oder vielleicht vor weniger als nichts.

Also musste er sämtliche Mühe dazu aufwenden, eine Welt zu erschaffen, ohne etwas zu erschaffen. Denn wo nichts gesondert erschaffen würde, wäre nichts, das gesondert verginge. Jede Tätigkeit bringt Veränderung, und Veränderung ist unberechenbar, dachte er sich.

Daher erschien es ihm sinnvoll, seiner Schöpfung in völliger Passivität gegenüberzutreten. Also blieb er stehen, wo er gerade war. – Da er fürchtete, dass sein Blick irritieren könne, suchte er, alle Blicke zu vermeiden: Er neigte den Blick zu Boden, und um seinem Entschluss vor sich selbst Nachdruck zu verleihen, neigte er gleich den Oberkörper mit, sein Blick ging nun geradewegs in die Tiefe.

Er konnte nicht sagen, wie lange er so stand.

Das Gras streckte sich ihm in jedem Halm entgegen, die Ameisen zogen ihre Straßen, die Sonne stand auf seinem Rücken. Die Welt war um ihm. Gedankenlos, empfindungslos, willenlos, vorsatzlos, leidlos, begierdelos wollte er die Welt machen. Seine Beine waren taub geworden.

Bindung und Autonomie

Er war ein Findelkind, das bei den Bäumen im Wald aufgewachsen war. Durch einen Unfall war er von seiner Familie getrennt worden und danach durch die Wildnis geirrt: Dort war er auf eine Gruppe von Bäumen gestoßen, bei denen er fortan geblieben war.

Von ihnen erlernte er alle Fähigkeiten, die zum Leben unter Bäumen nötig sind: Er blieb fest auf seiner Stelle stehen und wiegte und beugte sich im Wind. Im Kampf mit den Kräften der Natur, mit den Tieren und der Witterung war das Kind gereift und herangewachsen zum selbstbewussten Baum.

Mit seinem Mitbäumen teilte er sich den Wind und den Regen; mit ihnen trocknete er in der Sonne und erfreute sich an dem Schatten, den er warf; in den Stürmen beugte er sich und schüttelte seine Krone. Er führte das Leben eines Baumes.

Als nach Jahrzehnten seine leiblichen Eltern, die den Unfall überlebt hatten, an seinen Standort kamen, liefen sie in unendlicher Freude, dass ihr Sohn überlebt hatte, auf ihn zu und sprachen ihn an. Als er still blieb, berührten sie ihn, umarmten sie ihn, schüttelten sie ihn. Er aber schwieg.

Mutig und Richtig

Zoodirektor Lars Andersen sitzt wie gelähmt auf einem der Kunstlederstühle im Besprechungsraum »Serengeti«, den Blick auf das Telefon in der Tischmitte geheftet. Einige Tasten haben sich über die Jahre leicht verfärbt und heben sich nun cremefarben von dem ansonsten gräulichen Gerät ab, aus dem ein klägliches Fiepen erklingt.

Nach kurzer, heftiger Diskussion mit der Kultursenatorin hat diese ihm eine Frist von einem Monat gesetzt, um den öffentlichen Zuschussbedarf seines Zoos zu halbieren. Momentan stammt fast ein Drittel der Geldmittel, mit denen Lars Andersen Tiere und Angestellte satt macht, aus dem Budget der Senatorin. Die von unten nach oben durchgereichte Aufmerksamkeitsverteilung hat zu außerplanmäßigen Prioritätsanpassungen geführt, die nun auf dem entgegengesetzten Weg ihre Spuren in den Etats hinterlassen. Er hatte ja schon mit einem derartigen Schritt gerechnet, allerdings haben ihn das Ausmaß und die kurze Vorbereitungszeit nun doch kalt erwischt. Lars Andersen lässt den Blick aus dem großen, leicht beschlagenen Panoramafenster schweifen und sieht dort die Giraffe Marius stehen. Weit über 3000 Tiere beherbergt sein Zoo und auf über 240 Arten ist die Vielfalt während seiner Amtszeit hier angewachsen. Lars Andersen hat in artgerechte Gehege, barrierefreie Besucherwege und überdurchschnittliche Weiterbildungsmaßnahmen der Mitarbeiter investiert. Seine Strategie, den Zoo bis zum Jahr 2020 zum artgerechtesten in Europa auszubauen, war noch vor wenigen Jahren im Stadtrat auf Begeisterung gestoßen.

Nun, da sich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf eine große Krise der dominierenden Spezies dieses Planeten richtete, schienen die Interessen der restlichen Arten jedoch mit einem Schlag wieder verhandelbar. Lars Andersen legt bedächtig seine Brille vor sich auf den Tisch und stützt mit einem lauten Seufzer das Gesicht in die Hände. Vor seinem inneren Auge ziehen die tierisch unschuldig dreinblickenden Gesichter seiner Schützlinge vorbei: Kristoffer und seine Löwenfamilie, Dirk, der Elefantenbulle, Robert, der Eisbär, bei dessen Geburt er persönlich die Nabelschnur durchtrennt hatte und all die anderen Tiere, denen er hier ein Zuhause erschaffen hat.

Lars Andersen zuckt erschrocken zusammen, als Simon Olsen sich verlegen räuspert. Er hatte ganz vergessen, dass der Vizedirektor mit im Zimmer saß. »Was machen wir jetzt, Lars?« Großartige Frage. »Ich brauch' Zeit zum Nachdenken, lass' uns für morgen eine Besprechung mit den Bereichsleitern ansetzen.« Simon Olsen macht sich pflichtbewusst eine Notiz und sieht ihn weiter erwartungsvoll an. Lars Andersen muss daran denken, dass eine der einfachsten und folgenlosesten Kostenkürzungen die Entlassung von Simon Olsen und der Hälfte des restlichen Managements wäre. Mit einer geschmeidigen Bewegung schnappt er die Brille vom Tisch, richtet sich im Stuhl auf und drückt einen blinkenden Knopf am Telefon, woraufhin das Fiepen verstummt. Er wird nicht kampflös aufgeben. »An die Arbeit Simon, schick mir die letzten Jahresabschlüsse der zehn größten Zoos weltweit.«

Seit mehreren Stunden brütet Lars Andersen schon in seinem Büro über den Bilanzen und Diagrammen, die Simon Olsen ihm zugeschickt hat. Nach seinem vor einer gefühlten Ewigkeit abgeschlossenen Wirtschaftsstudium hatte er einige Jahre für eine große Beratungsfirma gearbeitet. Deren wertlose Professionalität hatte ihn jedoch nicht langfristig überzeugen können, und so hatte er nach einer ausgedehnten Weltreise seine Karrierepläne über den Haufen geworfen und in Rekordzeit Tiermedizin studiert.

Diese Politiker hielten ihn wohl für einen esoterischen Tierfreund, auf dessen Rücken sie ihre Verteilungskämpfe austragen konnten. Zwar trug er keine dunklen Anzüge mehr und auch seine Frisur war nicht mehr akkurat wie damals, aber nicht von ungefähr war ihm kurz bevor er seine alte Firma verlassen hatte, ein Posten als Partner angeboten worden.

Schnell erkennt er die Muster der Privatisierung in all den bunten Diagrammen und grauen Tabellen. Viele Zoos hatten ihr oft in zentraler Lage befindliches Grundstück an ausländische Investoren verkauft, um es im selben Zug zurückzumieten. Vom Verkaufserlös wurde dann von einer hippen Agentur ein bedeutungsschweres Logo samt Marketingkonzept gestaltet und die neue Marke mit Maskottchen und allem, was sich billig aus China beschaffen ließ, margenstark monetarisiert: Becher, T-Shirts, Taschen, Plüschtiere und Selfiesticks.

Angewidert schließt Lars Andersen die Website eines Zoos, die eher an einen Onlineshop mit Tiereinlage erinnert. Auf dieses Niveau möchte er sich nicht begeben und das Zoogelände zu verkaufen, kommt sowieso nicht in Frage. Große Erlösbringer,

neben dem Handel mit chinesischem Plastikschratt, schienen die Gastronomie und Dinge wie Karussells und Hotels zu sein. Ein paar zusätzliche Würstchenbuden könnte er schon aufstellen, was sein Problem in der knappen Zeit allerdings auch nicht lösen würde. Entnervt verschiebt Lars Andersen die zahlreichen Dateien, die sich auf seinem Desktop angesammelt haben, in den Papierkorb. Das Kinn schwer auf die linke Hand gestützt, klickt sich Lars Andersen träge durch diverse wissenschaftliche Datenbanken. Durch das gekippte Fenster drang das helle Kläffen der nachtaktiven Koboldmakis. Plötzlich blieb sein Blick an einem Titel hängen, und nachdem er den Artikel wiederholt gelesen hatte, war er hellwach.

Um vierzehn Uhr betritt der Zoodirektor das Besprechungszimmer, in dem sich die Bereichsleiter der verschiedenen Erdregionen, nach denen der Zoo organisiert ist, versammelt haben. »Meine Damen und Herren, ab nächster Woche kennt uns die ganze Welt.«

Nervös schaut Simon Olsen auf das Zoogelände, das feucht in der spärlichen Nachmittagssonne glänzt. Von seinem Standpunkt auf dem über 40m hohen Turm hat er einen vortrefflichen Überblick. Lars Andersen hatte ihn beauftragt, von hier oben die Besuchermassen zu beobachten und ihm volle Befugnis darüber erteilt, einzelne Gehege, Durchgänge und Imbissbuden zu schließen, um möglichst viele Besucher in Richtung Giraffengehege zu lotsen. Es ist Samstag und verhältnismäßig voll, eine kurzfristig ausgerufene Rabattaktion hat zusätzliche Besucher angelockt. Simon Olsen blickt auf die Uhr. Gleich musste es soweit sein.

Vor dem Gehege hat sich bereits eine Menschenmenge versammelt. Ein Mann in grünem Overall beugt sich über eine bewusstlose Giraffe, die ausgestreckt auf dem felsigen Boden liegt. Der Mann hantiert mit einem Gerät an deren Kopf und Simon Olsen sieht, wie sowohl die Giraffe als auch die versammelte Menschenmenge kollektiv zusammenzucken. Erst eine Sekunde später erreicht ihn der dumpfe Knall des Druckluftbolzens. Kurz darauf hört er das entfernte Weinen von Kindern sowie entrüstete Rufe. In den nächsten Minuten beobachtet Simon Olsen aus der Ferne, wie der Mann in Grün mit Messern von verschiedener Größe sowie einer Säge hantiert. Die handlichen Giraffenstücke landen in den bereitgestellten Plastikeimern und werden von einem Mitarbeiter in das benachbarte Löwengehege gebracht. Trotz der anfänglichen Proteste wächst die Menschenmenge vor den Gehegen beständig und Simon erkennt zahlreiche in die Höhe gereckte Smartphones, die das Spektakel

aufnehmen. Die Kiefer der Raubtiere kauen genüsslich auf den unerwarteten Leckerbissen.

Der Tagesspiegel: »Giraffe getötet und an Löwen verfüttert«

National Geographic: »Giraffe Killing at Copenhagen Zoo Sparks Global Outrage«

Die Welt: »Marius' Tod war ein Akt elementarer Volksbildung«

SFGate: »Copenhagen Zoo's giraffe killing was wrong and disturbing«

Spiegel Online: »Giraffen-Tötung in Tierpark: Zoodirektor muss um sein Leben fürchten«

The Economist: »Why Danish zoo killed one healthy giraffe—but spared another«

Neue Zürcher Zeitung: »Nach der Tötung der Giraffe Marius „Tierparks sind kein Disneyland“«

Spiegel Online: »Zoodirektoren über Zerlegung von Giraffe Marius: „Mutig und richtig“«

Lars Andersen schlendert derweil durch seinen Zoo und beobachtet erfreut, wie die Tiere die ersten Sonnenstrahlen genießen. Durch die Aktion ist es ihm gelungen, eine Diskussion über die Pflicht eines Zoos anzustoßen, zuoberst den Tieren und nicht wirtschaftlichen Interessen verpflichtet zu sein. Die Besucherzahlen sind deutlich gestiegen und angesichts des großen öffentlichen Interesses ist die Kultursenatorin kleinlaut mit ihrer Forderung nach Kostensenkungen zurückgerudert. Einzig für Marius tat es ihm leid.

Außer Fahrplan

Ihre Finger zitterten ein wenig, während sie an ihrem roten Schal herumzupfte. Dann sah sie zu ihm herüber und ihre Blicke trafen sich kurz, aber niemand sagte ein Wort. Die Kälte ließ auch ihn frösteln, also schob er die Finger unter die Achseln und beobachtete stirnrunzelnd, wie sie den Knoten fester um ihren weißen Hals zog und dann doch wieder lockerte, sodass die fransigen Enden im Wind zu flattern begannen. Ihm lag auf der Zunge, sie auch noch auf die offenen Schnürsenkel aufmerksam zu machen, aber er blieb still und sah statt dessen wieder zu der Leuchtanzeige hin, wo ihm in gelben Linien die Uhrzeit entgegenblinkte.

»Der Zug hat Verspätung.«

Er brauchte einige Augenblicke, um zu begreifen, dass sie etwas gesagt hatte. Inmitten der Leere des Bahnhofs konnte sie nur ihn meinen, also räusperte er sich.

»Ich muss nach Berlin.«

»Ich in ein neues Leben. Aber ich will es.« Sie steckte umständlich eine Zigarette in eine lange Halterung, bevor sie das Ende ansteckte. Dann pustete sie in seine Richtung und er wich demonstrativ einen Schritt zurück, obwohl er nichts roch, da der Wind den Rauch von ihren Lippen riss.

Als sie das zweite Mal Wölkchen ausstieß, hustete er lautstark und richtete die Augen auf das riesige Werbeplakat ihm gegenüber. »Am Bahnsteig ist Rauchen nicht -«

»Musst du oder willst du?«

»Wie bitte?« Er machte sich vom Anblick eines vielfach vergrößerten Handymodells los. »Ich habe ein erfolgversprechendes Angebot bekommen.«

»Versprechen werden nicht immer gehalten. Mir wurde versprochen, ewig bei mir zu bleiben.«

»Meiner Planung zufolge...«

»So viel Blut.« Ihre Augen wanderten nun ebenfalls zur Werbeanzeige. Aber als er sie genauer betrachtete, schien ihr Blick so glasig, dass sie auch auf irgendetwas dahinter blicken mochte. Er runzelte die Stirn und wartete, ob sie fortfuhr, doch sie schwieg, während die Zigarette verloren in ihrer Hand vor sich hin qualmte.

Schnee rieselte weiter vom Himmel herab und bedeckte die Schienen immer dicker. Die Laternen am Gleis erhellten die Winternacht, aber ihr warmes Licht vertrieb nicht die Kälte. Er verschränkte die Arme und blickte immer wieder zu der Leuchtanzeige hin, wo die Verspätung des Zuges Minute um Minute anwuchs.

»Ich bin ganz froh über diese Verzögerung, weißt du.« Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht und sie zog ein weiteres Mal an der Zigarette. »Ich habe es nicht eilig.«

Er zuckte nur mit den Schultern.

»Was machst du mit deinem Erfolg?« Auch, nachdem sie die Zigarette in den Schnee geworfen und die Halterung in der Manteltasche verstaut hatte, war ihr Atem Dampf in der Luft.

Er zog die Brauen zusammen und dachte einen Moment lang über die Frage nach. »Was soll ich machen? Ich habe ihn verdient.«

»Du Armer.«

Sie schwiegen wieder. Der Wind holte mit neuer Gewalt aus und hatte im nächsten Moment ihren roten Schal erfasst, um ihn davonzutragen. Sie lachte, als er sich an einer Laterne verdingte, machte aber keine Anstalten, ihn zurückzuholen. Die Laterne erlosch, und auf dem Bahnhof herrschte noch mehr Dunkelheit.

»Gibt es Leute, die dich vermissen? Bleib bei denen. Dann bleiben sie auch bei dir«, sagte sie und ging auf die Gleise zu. Er starrte ihr hinterher. Sie blieb an der Kante stehen und wippte mit den Füßen.

In der Ferne sah er die Scheinwerfer eines nahenden Zuges. Ein schwarzes Eisenmonster rollte in den Bahnhof und trieb dabei eine Wolke aus Pulverschnee vor sich her.

»Ich glaube, das ist meiner.« Sie drehte sich zu ihm um und lächelte ihn an.

Ihm war nicht nach Lächeln zumute. »Sie sollten von der Kante weggehen.«

Der Zug wurde kaum langsamer, einen Moment lang raste er in den Bahnhof, sie wankte noch auf der Kante und dann stand der metallene Koloss dampfend da, als käme er aus einem vergangenen Jahrhundert und wäre doch niemals woanders gewesen.

Ihr eisklares Lachen wehte durch die Luft, als sie zur Tür lief und den Griff drückte. Gelber Schein flutete die Schneeschicht des Bahnhofs und sie wurde zu einem Schatten, der sich dunkel im gelben Lichtkegel abzeichnete und zu ihm herüber winkte.

Er kam nicht einmal auf die Idee, ebenfalls einzusteigen. Seine Hand war zu schwer, um zurückzuwinken, also blieb er nur stehen und fühlte sich wie festgefroren, während der Zug Fahrt aufnahm, davonraste und innerhalb eines Lidschlags verschwunden war. Zurück blieben nur wirbelnde Flocken auf den Schienen.

Er sah erneut zur Anzeige hin. Noch immer zwanzig Minuten, dann würde der Zug kommen. Der Zug, der auch im Fahrplan stand.

Zähneklappernd wartete er, die Kälte schien mit jedem Atemzug zuzunehmen, und als er einen Blick über die Schulter warf, blinkten die orangefarbenen Leuchten des Räumfahrzeugs, das sich durch das Wetter kämpfte.

Seine eigenen Fußspuren waren es, die seinen Weg von der Straße zum Bahnhof hin nachzeichneten, sonst nichts. Er hätte vielleicht sogar geglaubt, dass ihn seine Fantasie betrogen hatte und sie niemals hier gewesen war, nur der blasse Geist einer davonziehenden Erinnerung. Wäre da nicht der rote Schal, der sich auf seltsame Weise um die erloschene Laterne geschlungen hatte und im Wind flatterte.

Eis

Die Brösel fremder Menschen auf der Theke widern mich an, heute widert mich alles an, heute, gestern, dieses Jahr. Ich wische die Brösel von der metallenen Oberfläche und zähle das Kleingeld in der Kasse, bis ich die Zahlen wieder vergessen habe. Ein paar Euro stecke ich mir in die hintere Hosentasche, weil es mir irgendwie zusteht. Seit immer und noch länger arbeite ich am Pommes-Stand in der Eishalle und versuche so, meine Zeit irgendwie rumzukriegen, aber das Gefühl bleibt: Die Zeit wird immer leerer.

»Uuuuund das war ein Lied von Paul für seine Freundin Charlie, die zwei hatten hier ihren ersten Kuss, jaja, junge Liebe, ich hoffe ihr habt Spaß, und falls ihr euch auch ein Lied wünscht, kommt einfach hoch zu Heiner, der spielt euch alles, was das Herz begehrt, der Heiner, das bin nämlich ich!« sagt Heiner, und ich sage abfällig »ach du Schande«, und Philipp, das Mädchen für alles hier, sagt »was?«, und streckt plötzlich seinen Kopf in mein Blickfeld. Ich ziehe gerade einen Tetrapak aus dem Papiermüll unter der Theke, weil ich finde, nur dumme Menschen können den Müll nicht trennen, und ich habe wirklich keine Lust, Philipp zu antworten. Noch weniger Lust habe ich, den paar Daunenjacken-Mädchen, die jetzt vor der Theke stehen, Pommes rot-weiß zu machen. Was gucken die denn so, denke ich und sage: »Die Fritteuse braucht noch kurz.« Als ein Mädchen genervt aufstöhnt, würde ich sie gern am Haarschopf packen, ihr Gesicht unter den Ketchup-Spender halten und den Hebel runterdrücken, bis sich alle vor ihr ekeln, ganz besonders sie selbst. Aber ich mache die blöden Pommes und merke dabei plötzlich, dass mir ziemlich schlecht wird. Ich gehe ganz normal vorbei an Philipp, damit er mir nicht am Ende noch die Haare halten will, und am Geländer vorne an der Tribüne, weil ich weiß, Heiner guckt von seinem DJ-Pult oben runter und analysiert alles und jeden, und dann hält er es einem später vor, weil sein eigener Job viel zu einsam und langweilig und scheiße ist. Auf der Kundentoilette bin ich allein. Ich stecke mir den Finger so tief in den Hals, wie es eben geht, und erbreche einen durchsichtigen Schwall, saure Spucke, Gin Tonic, billigen Wodka. Leere. In den Spiegel schaue ich nicht.

Auf dem Weg zurück treffe ich Karim, Karim, der die Schlittschuhe verleiht und diese kleinen rollenden Dinger, an denen sich Kinder auf der Eisbahn festhalten können und dann aussehen wie Miniatur-Rentner mit Rollator. Karim, der außerdem mein Lieblingskanake ist, echt jetzt, hat er selbst gesagt. »Als Kanake kannst du machen was du willst, die Leute finden dich schon im Vorhinein irgendwie asi und liebenswürdig

zu gleich«, hat er einmal gemeint, und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass das stimmt, weil die Besucher ihn immer ansehen wie einen Hundewelpen mit drei Beinen und manchmal sogar fragen, warum er denn in der Eishalle arbeitet, wenn er doch aus so einem warmen Land kommt. Die sind so krass! Karim ist fünfunddreißig, und ich glaub, er ist schon immer hier, aber er trägt gerne Gürtel mit großen Schnallen und sein Hemd ein bisschen zu weit offen, so dass man die schwarzen Haare auf seiner Brust sehen kann. »Hey Hübsche«, sagt Karim, hebt seine Hand, so dass ich einschlagen kann, und dann schlägt er mir stattdessen auf den Hintern. Ich grinse und rufe: »Scheißkanake!«

Nachmittags lehne ich mit Philipp an der Bande zur Eisfläche und rauche. Ich schiele ihn von der Seite an. Philipp hat wirklich wahnsinnig kleine Ohren. Ein paar Meter vor uns jubelt ein übermotivierter Vater seiner Pirouetten drehenden Tochter zu. Er blödelte herum, um das kleine Mädchen zum Lachen zu bringen, aber ein bisschen wohl auch die Mutter, die ein paar Meter weiter bei einer Gruppe Frauen steht und die beiden beobachtet. Erst grinst sie ihn ziemlich trottelig an, aber als die anderen Frauen echt gar nicht mitlachen, eher so missbilligend wegschauen, eilt sie zu ihm und zischelt ihm etwas Unfreundliches ins Ohr. Das macht mich eigentlich ziemlich traurig, so traurig, dass es mir echt heftig in den Augen brennt.

»Neidisch auf die Familienidylle?« Traut sich Philipp und liegt dermaßen falsch.

»Nein, ha.« Ich stütze meine Ellbogen aufs Geländer und zünde mir eine zweite Zigarette an. »Meine Familie denkt, ich studiere, ich weiß gar nicht mal mehr was, Kommunikationswissenschaften oder so. Auf jeden Fall was mit -wissenschaften hinten dran.« Ich atme die Info schnell zischend wieder ein, aber Philipp giert schon zu mir rüber, so interessiert, dass ich ihn nicht eine Millisekunde ernst nehme. »Und stattdessen biste hier...?«

»Wie kann man nur so kleine Ohren haben und trotzdem so viel hören?« Sage ich, und dann schnipse ich so gegen sein linkes Ohrläppchen, das sofort knallrot anläuft. Doch er sagt: »Und sonst so?« Weil mich die Fragerei beeindruckt oder, naja, immerhin irgendetwas mit mir macht, packe ich Philipp kurz im Nacken und knabbere mit meinen Zähnen kurz an seinem Ohrläppchen herum. Vielleicht mag ich ihn ja ganz gern.

Schönstes Kleid

Eigentlich ist eh alles schon passiert. Daran ändert auch der Kakao nichts, den Ivana in der Kantine für ihren Bruder geholt hat. Jos Stirn ist genäht und verbunden, ihre Mutter steht an seinem Bett. Zur Begrüßung sieht sie kurz zu Ivana und sagt: »Jo war ganz tapfer, nicht mal geweint hat er.« Sie sagt nicht: »Alles ist gut, du hast keine Schuld.«

Da wird Ivana furchtbar wütend auf ihre Mutter und Jo und das Krankenhaus, obwohl sie eigentlich nur auf sich wütend sein sollte, das weiß sie, weil sie doch diejenige ist, die nicht aufgepasst hat. Trotzdem, als ihre Mutter sich über Jos Verband beugt, dreht sie sich schnell zur Tür und spuckt in seinen Kakao. Mit dem Handrücken wischt sie sich zwei Fäden vom Kinn, dünn wie Spinnweben. Sie hatte es versprochen: Nach seinem Fußballturnier wollte sie Jo im Freibad treffen und am Abend gemeinsam mit ihm heimfahren. »Mir ist es lieber, wenn du ein Auge auf ihn hast«, hatte ihre Mutter gesagt, mehrmals. Ivana hatte nicht wirklich etwas dagegen gehabt, nur ist sie dann hineingerutscht in einen anderen Tag und hat alles vergessen.

Es begann damit, dass sie nach dem Aufwachen zum Schrank ihrer Mutter ging und ein Baumwollkleid herausholte: bedruckt mit blassen Rosen. Ivana findet, in diesem Kleid kann man endlich sehen, wie hübsch sie eigentlich ist. In der Küche stellte sie sich auf einen Stuhl, griff aufs Regal und nahm einen Schluck vom Aprikosenschnaps. Dann ging sie in Sandalen die Treppe hinunter, den Schlüsselring auf ihren Daumen gefädelt.

Draußen war es so heiß, dass es auf der Haut bitzelte. Aber obwohl Ivana das schöne Kleid trug, passierte nichts. Erst an der Bushaltestelle Rathaus entdeckte sie einen, der rauchte. Ihr Typ war er nicht, aber immerhin jemand, den sie nicht kannte. »Hast du `ne Kippe, bitte?«, fragte Ivana mit schwitzigen Händen. »Klar.« Sie zwirbelte ihre Haarsträhnen, bis er ihr eine Zigarette in die Hand drückte: »Ich bin Paul. Brauchst du auch Feuer?«

Ivana sagte, sie werde später rauchen. Ein Bus hielt an. »Ich muss den nehmen, du auch?« Ivana nickte und stieg mit ein. Der Busfahrer fragte: »Kind oder Erwachsene?«, sie guckte auf ihre nackten Zehen herab, und Paul bezahlte ein zweites Mal den vollen Preis.

Am alten Friedhof stiegen sie aus. Paul fragte, wie sie heiße. »Ivana«, sagte Ivana so tief und kehlig wie möglich, »ist rumänisch.«

»Klingt schön. Kommt deine Familie von dort?«

»Ja, wir sind erst seit 2008 hier. Wir wollten schon viel früher weg, aber ich musste erst schwimmen lernen, damit wir durch die Donau fliehen konnten.«

»Haha, du verarschst mich!«

»Warum sollte ich? Du weit doch, was da so los ist....«

»Ja, schon...«, sagte Paul. »Wohnst du eigentlich echt hier?« Ivana lächelte nur. »Ich wohne gleich da hinten. Willst du noch mit hochkommen, also wenn du nichts vorhast?«

»Mm-hm«, machte Ivana, als würde Pauls Frage nichts bedeuten. Am Spielplatz bogen sie links ab, schweigend. Vor einem Reihnhaus blieb Paul stehen: »Hier sind wir.«

»Schön. Wohnst du allein?«, fragte Ivana. Er steckte den Schüssel ins Schloss, drückte gegen die Tür: »Die anderen sind unterwegs. Nur meine Katze ist zuhause.«

Ivana blieb auf den Steinplatten vor der Tür stehen, und wunderte sich, warum sie vorher nicht gemerkt hatte, dass das Baumwollkleid ihrer Mutter irgendwie juckte und Paul ihr gar nicht so sympathisch war. »Oh wie bld«, sagte sie »ich hab eine echt arge Katzenhaarallergie und eh gar nicht mehr so lange Zeit«. Bevor Paul reagieren konnte, hatte sie sich schon umgedreht und war hinter der Hecke verschwunden.

Mit schnellen Schritten ging Ivana zur Bushaltestelle, und als ihr einfiel, dass sie kein Geld dabei hatte, ging sie zu Fuß weiter. Erst am Rathaus fielen ihr Jo und die Freibadabmachung wieder ein. Jetzt musste sie sich aber wirklich beeilen.

Zuhause war niemand. Ivana stopfte das Baumwollkleid eilig in ihren Bettbezug, die Kippe legte sie in die Schatulle zu den anderen Zigaretten. Gerade zog sie ihren Bikini an, da klingelte das Telefon. Ihre Mutter stellte eine Frage nach der anderen. Die meisten begannen mit warum. Zwischen ihnen war kein Platz für Antworten. Dass Jo auf dem Einmeterbrett ausgerutscht war, musste sich Ivana selbst erschließen. Und dann ist sie so schnell sie konnte ins Krankenhaus gelaufen.

Jetzt fühlt sie sich fehl am Platz. Der Kakao ist in ihren Händen lauwarm geworden, die Spucke schwimmt oben. Jo erzählt ganz stolz, mit wie vielen Stichen er genäht wurde, und dass er jetzt endlich mitreden könne, wie es so ist im Krankenhaus. Die Hand ihrer Mutter liegt auf seinen Füßen, Jos gebräunte Haut leuchtet auf dem

weißen Laken. »Kriege ich meinen Kakao, Ivi?«, fragt er.

Plötzlich sieht ihr Bruder so klein aus. Ivana stellt sich vor, wie sich sein Blut im Schwimmbecken ausgebreitet hat. Sie weiß, was sie jetzt tun muss. Sie kneift die Augen zusammen und führt den Kakaobecher ganz langsam an ihren Mund.

Nachtwachen

Ich wische die Nadeln aus meinem Gesicht, höre, wie die Zweige hinter mir wieder zusammen schnellen und renne weiter. Meine Füße rutschen auf der feuchten Erde. Eine Steinkante schneidet in die Haut. Aus der Wunde sickert Blut und vermischt sich mit Dreck und Moos.

Ich lehne mich gegen einen Baum, nur kurz, nur einen Moment, nur etwas Luft.

Dann höre ich die Hunde.

Sie folgen meiner Fährte, sie werden mich finden, ich kann hier nicht bleiben. Ich renne den Weg weiter, wie sie es wollen, aus dem Wald hinaus, auf das offene Feld. Ich weiß nicht, wie lange sie mir schon folgen. Wie lange ich schon flüchte. Die Zeit geht rückwärts, vorwärts, in alle Richtungen. Nur mein Herzschlag taktet sie, gibt ihr einen Rhythmus. Überschlägt sich, in alle Richtungen.

Nur eine steht noch offen.

Der Weg kommt mir bekannt vor. Er führt aufs Feld, ja, aber war da nicht – eine Scheune. Vielleicht kann ich es schaffen.

Das Bellen wird lauter, ich schaue zurück, eine Horde schwarzer Hunde, die durch die Bäume preschen. Meine Füße straucheln über eine Wurzel, meine Hände suchen Halt, krallen sich um einen Tannenzweig, aber meine Knie schlagen auf dem steinigen Boden auf. Ich beiße auf die Lippen, schmecke Blut, umklammere meine Knie. Sie sind fast da, das Kläffen wird unerträglich laut. Ich will weiter robben, aber mein Körper reagiert nicht mehr, verharrt reglos. Zuckt erst, als er die Krallen spürt.

Ich wische Haarsträhnen aus meinem Gesicht und breche mir einen Weg durch die Zweige, die hinter mir wieder zusammen schnellen. Meine Füße rutschen auf der feuchten Erde, als ich versuche, den spitzen Steinen auszuweichen. Ihre Kanten streifen meine Haut. Ich versuche, nicht darauf zu achten. Sie folgen meiner Fährte, ich kann hier nicht bleiben, ich muss weiter. Sie werden mich kriegen, wenn nicht hier im Wald, dann draußen auf dem Feld. Ich folge dem Weg hinaus und plötzlich erinnere ich mich: Er führt zu einer Scheune.

Ich drehe mich kurz um. Sie sind noch nicht da. Mein Herz pocht gegen meine Brust, meine Lungenflügel flattern aufgeregt, sehnen sich nach Luft. Ich atme einmal tief durch und dann renne ich durch das taunasse Gras.

Als ich die Tür hinter mir schließe, stehe ich im Dunkeln. Das Bellen ist entfernt zu hören. Ich stolpere vorwärts. Meine Augen gewöhnen sich nur langsam an das wenige Licht. Ich ertaste eine Leiter, steige sie hoch und klettere auf einen Heuballen. Ich kauere mich neben einem Fenster zusammen und warte auf sie. Sie kommen näher, das Bellen wird lauter. Ich starre auf die Stelle, an der ich aus dem Wald gerannt bin. Die Hunde sprengen auf die Wiese, gefolgt von schemenhaften Gestalten. Ich erkenne keine Gesichter, aber ich weiß, dass es Männer sind, es sind immer Männer ohne Gesichter, und ihre Hunde sind immer dunkelgrau. Sie kommen in meine Richtung, folgen unbeirrbar meiner Fährte. Es sind Jäger, denen man nichts entgegen setzen kann. Denen man nichts entgegen setzen kann. Denen man...

Nein. Es gibt ein anderes Ende.

Ich stehe auf und öffne das Fenster. Draußen springen die Hunde an die Bretterwand, als sie mich sehen. Die Männer schauen zu mir hoch.

Mein Blick geht über sie hinweg, zu den Wiesen und Feldern, die sich hinter ihnen erstrecken. Zu den angrenzenden Wäldern. Zu einem morgendämmerndem Himmel. Ich schließe die Augen und höre neben dem aufgeregten Heulen der Hunde den Gesang der Vögel. Ich lege meine rechte Hand auf meinen Brustkorb, er hebt und senkt sich noch einmal. Dann gehe ich leicht in die Knie, mein ganzer Körper ist jetzt angespannt, und springe ab. Der Wind umspielt meine Haare, streift meine Füße. Die Luft umfängt mich wie eine zweite Haut. Sie können mir nichts mehr anhaben.

Ich sehe, wie sie sich entfernen, weil ich mich entferne.

Ich werde getragen und habe keine Angst zu fallen.

In meinen klarsten Träumen kann ich fliegen.

Nicht schon wieder Turbulenzen

»Würden Sie sich bitte wieder anschnallen?« Die Stewardess lächelte Molly künstlich an und zeigte mit ihren knöchigen Fingern auf den Gurt, der schlapp zwischen Lehne und Gang hing. Ertaucht griff Molly nach der Schnalle und führte sie über ihren Bauch. Sie hasste es, zu fliegen. Die engen Gänge, die schmalen Sitze. Mehrere Stunden zwischen fremden Körpern und ihren Gerüchen, die sich mit denen der Bordgerichte mischten. Eau de Bolognese.

Kopfschüttelnd wandte sie sich wieder ihrem Buch zu, ein Geschenk von Luis zum Jahrestag.

Sie würde ihn nach der Landung so gerne anrufen, aber sie hasste es, ihn anzulügen. Bei Philipp fühlte sie sich frei und lebendig, bei Luis fühlte sie sich sicher. Sie fühlte sich schlecht, aber es war nun einmal so. Nur beide zusammen schafften es gerade, sie glücklich zu machen. Das Leben, das sie sich aufgebaut hatte, wurde immer schwieriger und komplexer. Mit jeder Lüge legte sie eine weitere Karte auf ihr ohnehin schon großes Kartenhaus. Je mehr Lügen dazu kamen, desto wackliger wurde es und mit dem Kartenhaus geriet auch sie immer mehr ins Wanken.

»Schokobrotchen oder belegtes Brot?« Die Stewardess schon wieder.

Überfordert sagte Molly nur »Ja«. Die Stewardess schaute verwirrt, dann sagte sie: »Tut mir leid, ihr Ticket umfasst nur eine Speise.« Das konnte doch nicht wahr sein. »Dann das belegte Brot.« Molly bereute die Entscheidung sofort. Das in Plastik verpackte Brot sah nicht gerade einladend aus, und außerdem hatte sie gar keinen Hunger. Sie versuchte aus dem Fenster zu schauen, aber ein Bauch versperrte ihr die Sicht.

»Ich will aber Schokobrotchen und Brot.« Der Mann zwei Reihen vor ihr war lauter geworden. Molly konnte sehen, wie er aufgebracht auf das belegte Brot in seiner Hand starrte.

»Wie gesagt, es tut mir Leid, aber mehr ist in dem Paket, das Sie gebucht haben, nicht enthalten. Wenn Sie auch ein Schokobrotchen wollen, müssen Sie es extra zahlen.« Sie schob den Wagen zur nächsten Sitzreihe und ließ den wütenden Mann hinter sich.

»Tzzzz, manche Leute...« sagte der Bauch neben ihr. Zu dem Bauch gehörte das fleischige Gesicht eines älteren Mannes, der offensichtlich auch schon mehr Schokobrotchen gegessen hatte, als ihm gut taten.

Sie schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde, dann war sie bei Philipp.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« Der Bauch nickte in Richtung des Mannes, der sich mit der Stewardess gestritten hatte. Dieser griff gerade nach dem Schokobrotchen seines Sitznachbarn, der auf die Toilette gegangen war. Wirklich dreist.

Molly versuchte sich auf ihr Buch zu konzentrieren. Das Bild, das sie als Lesezeichen hatte, war eines von Luis und ihr. Eines der ersten gemeinsamen Bilder, ihr Lieblingsbild. Es war kurz nach ihrer Verlobung entstanden, nur wenige Woche danach hatte sie Philipp kennengelernt.

Was wäre wenn? – Das fragte sie sich oft. Was wäre passiert, wenn sie ihre Verlobung damals nicht verschwiegen hätte. Wenn sie auf Philipps Frage: »Sind Sie verheiratet?« mit »ja bald« und nicht mit »nein« geantwortet hätte. Wenn.

Es war keine Lüge gewesen, das sagte sie sich immer wieder. Aber ein bewusstes Unterlassen, und es lief ja doch auf das Gleiche hinaus.

»Diese Menschen, die nie genug bekommen. Kann man sich nicht mit einer Sache zufrieden geben?!« Der Bauch neben ihr wippte ein wenig.

»Vielleicht macht eins einfach nicht satt«, sagte Molly und nestelte dabei ein wenig hilflos an ihrem Buch herum.

»So ein Quatsch«, knurrte der Bauch, »die Leute kriegen den Hals einfach nicht voll. Die meinen, sie wären was Besseres.«

»Manchmal hat man eben Lust auf beides.« Molly war wütend, dabei fand sie das Verhalten des anderen Mannes ja selbst auch nicht in Ordnung.

»Was ist daran so schwer, sich zu entscheiden?!«

»Wenn er sich bei dem Brot sicher und beständig fühlt«, sagte Molly, »und bei dem Schokobrotchen frei und lebendig, dann hat er verdammt nochmal das Recht, beide zu wollen!«

Verwirrt sah der Bauch sie an, aber noch bevor er antworten konnte, ging ein Ruckeln durch die Kabine, und aus den Lautsprechern hörten sie die Ansage: »Liebe Gäste, bitte begeben Sie sich wieder auf ihre Plätze. Aufgrund von Turbulenzen wird sich unsere Landung noch verzögern.« Trotzig und ein wenig säuerlich biss Molly in ihr belegtes Brot und verdrehte dabei die Augen. Na super, auch das noch. Heute war einfach nicht ihr Tag.

Immer diese blöde Angst jetzt

Mein Vater ist eine Zeitung. Ich kenn' ihn quasi nur so. Gerade lehnt er drüben an so 'ner Haltestange mit den Zeitungsseiten weit ausgebreitet. Ich glaub', er merkt nicht, dass er für die anderen Fahrgäste im Weg herumsteht und außerdem schlechte Stimmung verbreitet. Auf der Vorderseite der Zeitung sieht man das von Zeitungs- und Sorgenfalten zerfurchte Gesicht von Bundeskanzler Schäuble, der – laut Zeitung – gerade einsieht, dass auch er die Suppe, die die Altkanzlerin uns allen eingebrockt hat, nicht löffeln kann. Überschrift: Terrorwelle nimmt kein Ende: weiteres Selbstmordattentat in U-Bahn verübt, und alle, die sich an meinem Vater vorbei zu ihren Sitzen drücken müssen, dürfen's nochmal lesen. Ich stelle mir vor, wie die später nach Hause gehen, und zu Mann oder Frau oder Kind oder Hund oder Goldfisch sagen: Nie wieder fahr ich U-Bahn. Und am nächsten Tag kaufen sie sich ein Panzerfahrzeug.

Ich überlege kurz, auf die U-Bahn-Sitze zu springen und so superhelden- oder terroristenmäßig rauszuposaunen, dass ich hier die einzige mit Sprengstoff im Rucksack bin und aber nichts Gemeines oder Todesdämliches vorhabe. Hier übrigens würde sich das auch für einen Attentäter gar nicht lohnen, denn jetzt fahren eh nur noch so wenige Menschen U-Bahn. Und ich denk mal, statistisch gesehen ist es schon ein bisschen unwahrscheinlich, dass außer mir in derselben U-Bahn noch einer Sprengstoff dabei hat, oder? Das würd ich gern meinen Vater fragen. Aber erstens ist der eine Zeitung, und zweitens traue ich mich nicht.

Zwischen zwei Gedanken bleibt die U-Bahn stehen, mitten im Schacht. Alle sitzen ganz ruhig ff wird schon nichts passiert sein ff, ein paar gucken nach links und rechts, aber nur vorsichtig. In meiner Hosentasche brummt das Smartphone SOS, und fast alle ziehen gleichzeitig ihr Handy raus. Die Terror-App zeigt nicht grün, sondern blinkt alarmrot für die nächste Haltestelle. Na toll. Alle atmen synchron einmal tief durch und werden so extra ruhig. Das Zeitungsrascheln ist das einzige Geräusch und mein Vater hat natürlich gar nichts mitgekriegt. Ich schleich mich zu ihm rüber, weil ehrlich gesagt, ich hab Schiss. Erstens vor dem Tod, falls hier irgendwo ein echter Attentäter rumspringt. Zweitens: Wenn die hier mit Spürhunden in die Bahn kommen und Sprengstoff suchen, finden sie den auch, und zwar in meinem Rucksack. Ich könnte sagen, hey, jaaa, das ist Sprengstoff, weiß ich schon, aber ist ja nicht viel. 'Ne kleine Rohrbombe höchstens, die kriegt vielleicht 'nen Mülleimer hoch. Das weiß ich aus Erfahrung. Oder ein Klo, das wäre auch ein bisschen lustig. Ok, das

find nur ich lustig. Von denen hier findet das sicher keiner lustig. Also kann ich das schon mal nicht sagen. Ich überlege kurz, meinen Vater einzuweihen, aber der ist ja grad ne Zeitung, und für mich würde das 'ne längere Beichte werden. Ich könnte der Polizei sagen, damit das klar ist, ich bin kein Terrorist, ich hab nur ein ungewöhnliches Hobby. Ich könnte sagen, das ist für den Chemieunterricht. Stimmt ja auch, zumindest hab ich alles, was ich dafür brauchte, aus der Chemiesammlung in der Schule. Ich könnte sagen, mein Vater ist Chemielehrer. Das stimmt auch, und dann gibt er mich zur Adoption frei. Ich könnte sagen... ich könnte sagen.... Scheiße, Mann, was sagt man denn da? Mein Vater hat offenbar doch mitbekommen, dass hier irgendwas krumm läuft. Er hebt die Zeitung hoch, fängt mich mit beiden Armen ein, sodass ich eingeklemmt zwischen ihm und der Zeitung hänge. Die U-Bahn steht, und einer räuspert sich, und das kommt so unerwartet, dass alle erschrecken. Mein Vater blättert vor zum Kreuzworträtsel, jedes Blättern wird für mich ein bisschen eng. Kennt jemand 'nen australischen Laufvogel mit drei Buchstaben?, fragt mein Vater in die Stille hinein. Die Stille wird ein bisschen unangenehm, ich nehme an, alle wissen, welches Tier gemeint ist, und weiter hinten erbarmt sich einer und sagt Emu. Danke, sagt mein Vater, und dann sucht er einen norddeutschen Seeräuber (Störtebeker) und dann ist es ein bisschen so, als sei die U-Bahn nur stehen geblieben, damit mein Vater mal sein Kreuzworträtsel fertigkriegt, obwohl er gar nicht mitschreibt, und ganz ehrlich, ich wunder' mich schon ein bisschen über meinen Vater. Als endlich ein Sondereinsatzkommando durch den Notausgang des U-Bahnschachtes kommt, ist das Rätsel fast fertig und alles nicht mehr so schlimm. An der Gelassenheit der Polizisten merken wir, dass es wahrscheinlich eh nur falscher Alarm ist, aber: Man weiß ja nie. Die Spürhunde sind auch bestimmt nur pro forma dabei. Ein schöner Schäferhund setzt sich vor mich hin und wedelt mit dem Schwanz. Kann ich mal den Rucksack sehen?, fragt die zugehörige Polizistin. Wahrscheinlich sieht sie in meinem Gesicht, was da im Rucksack ist, wahrscheinlich hat sich die Schlagzeile vorn auf der Zeitung gerade geändert zu 15-Jährige mit Sprengstoff erwischt und alle können es lesen, zumindest werden sie unruhig, und ich schwitze. Die Polizistin guckt nett, aber streng, so lernen die das wohl in der Polizeischule. Und schließlich sagt sie, ich muss mitkommen, und ich komme mit, schaue mich noch mal um zu meinem Vater, und sein Gesicht ist zeitungsweiß, und die Zeitung liegt neben ihm auf dem Boden mit dem Kreuzworträtsel nach oben. Die letzte Frage war gewesen: Sprengstoff mit drei Buchstaben. Das hätte ich gewusst.

Wo grauer Regen weißer Schnee ist

Wenn dieser Brief nicht so weiß gewesen wäre, hätte ich ihn gar nicht erst im Mülleimer neben der Sitzbank entdeckt. Ein verschlossener Brief. Ich drehte den Kopf und guckte zur Bushaltestelle rüber. Eine alte Frau im Nerz, eine mit rosa Plastikjacke und eine mit roter Lederjacke saßen da, zwei hatten eine Handtasche auf dem Schoß, die dritte hatte einen Pudel. Sie hatten den Brief bestimmt nicht in den Mülleimer geworfen. Ich schlug die Beine etwas nervös übereinander. Schneeflocken landeten auf meinen Haaren, auf meinem Bart. Ich rieb die Hände aneinander und hauchte in meine Handflächen, es tropfte in den Kragen meines Mantels. Die Glocken der Lorenzkirche haben aufgehört zu läuten. Wer wirft denn bitteschön einen verschlossenen Brief weg? Ich erschrak kurz, als eine größere Portion Schneematsch, der vom Baum fiel, neben mir auf der Bank landete. Irgendwie wurde meine Hose langsam von unten nass. Ich guckte mich um, ob mich jemand beobachtete, ob eine der Damen zu mir herübersah. Dann griff ich in den Mülleimer. Der Bus kam, ich schnappte meine Taschen von der Bank und lief auf die andere Straßenseite. Hinter dem Pudel stieg ich ein.

Einige Tage später wartete ich wieder auf den Bus. Ich dachte an nichts Besonderes, als sich plötzlich ein dunkel gekleideter Mann mit Kapuze auf seltsame Weise dem Mülleimer näherte. Ich senkte den Blick, ich wollte nicht, dass er sah, wie ich ihn beobachtete. Etwas Weißes blitzte in seiner Hand und fiel in den Mülleimer. Erst jetzt fiel mir der Brief von vor ein paar Tagen wieder ein. Der Mann sah sich noch einmal um, dann ging er schnell weiter und verschwand schon bald hinter einer Wegbiegung. Was ging hier vor? Noch als ich in den Bus stieg, fixierte ich weiter den Mülleimer. Zwar hatte ich diesmal nicht hineingegriffen, aber ich hatte ja immer noch den anderen Brief. Es half nichts, ich musste ihn lesen.

Liebe Leslie Meyer,

ich habe heute den ersten Schnee gesehen in diesem Jahr, auch wenn ihr ihn da unten noch nicht seht. Aus meinem Fenster sehe ich auf die Hausdächer und auf die Baumwipfel und sie sind alle schon weiß. Ich weiß, dass du mich jetzt beneidest, denn du siehst nur nasse graue Gassen und Straßen, und für dich ist noch kein Winter. Aber ich lebe woanders, über euch. Manchmal denke ich, meine Welt ist so klein, aber das ist nicht schlimm. Man braucht nur genügend Ideen. Wenn du mir

*also schreiben würdest, wie sich für euch da unten der Winter anfühlt, das wäre toll.
Ich erwarte deine Antwort sehr sehnsüchtig, Jakob.*

Ich habe den Brief viele Male gelesen. Ich bin die Wörter nachgefahren mit meinen Fingern und konnte nicht ganz verstehen, was da eigentlich stand. Konnte das etwas anderes als ein Witz sein? Aber wer würde so etwas tun? Wer hatte so einen Humor? Wollte jemand meine Reaktion testen, war ich Teil eines Spiels? Ich faltete den Brief und steckte ihn zurück ins Kuvert. Ich schämte mich, und gleichzeitig fühlte ich mich irgendwie hilflos. Ich nahm die Zeitung aus meiner Tasche und hielt sie mir vors Gesicht, bis die Busfahrt zu Ende war.

Ich sah den Mann mit Kapuze noch einige Male, und immer zwang ich mich, wenn er weg war, keine weiteren Briefe aus dem Mülleimer zu fischen. Ich versuchte mir zu sagen, das alles gehe mich schließlich nichts an. Dann wieder hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich auf den Brief nicht geantwortet hatte. Hätte ich ihn doch nur nicht gelesen! Dann würde ich alles einfach ignorieren können um mich herum, so wie alle anderen auch, die sich nicht kümmern. Ich war so unsicher, und dann lief ich eines Tages wie automatisch dem Mann hinterher, obwohl ich dafür meinen Bus verpasste, natürlich mit einigem Abstand. Ich folgte der hageren Gestalt, Schultern hochgezogen, etwas gebückt. Es dauerte nicht lang und der Mann blieb stehen, steckte den Schlüssel in die Haustür eines hohen, grau gestrichenen Hauses und verschwand darin. Ich wartete noch kurz bei der Hausecke, hinter der ich mich versteckt hatte. Dann wagte ich mich hervor und betrachtete das Haus genauer. Mein Blick glitt an der Hausfassade nach oben, bis zum geschwungenen Giebel. Ich fühlte mich winzig klein, während ich so nach oben schaute. Das Haus stand wie ein grauer, kalter, abweisender Berg über mir. Der Gedanke, zu klingeln, schickte mir einen Schauer über den Rücken. Andererseits konnte ich auch nicht einfach wieder umkehren. Ich klingelte und hielt die Luft an. Nichts. Ich wusste, dass jemand zuhause war. Ich hatte den Mann doch gesehen. Ich klingelte noch einmal, wieder nichts. Am Ende gab ich auf. Im Bus nach Hause merkte ich, wie das Schuldgefühl und die Hilflosigkeit abnahmen. Ein Teil von mir war froh, dass niemand geöffnet hatte. Immerhin hatte ich es versucht! In diesem Gefühl verbrachte ich einige Tage. Bis ich wieder auf der Bank an der Lorenzkirche saß und in dem Mülleimer auf einem strahlend weißen rechteckigen Umschlag die Worte las: *An den bärtigen Mann im Mantel.*

Die Tür zur Klippe

Ich wollte gestern in die Stadt gehen, aber die Stadt war nicht mehr da. Es ist das erste Mal seit zwanzig Jahren, dass das passiert. Vielleicht bin ich auch nur in die falsche Richtung gegangen. Als mir klar wurde, dass die Stadt nicht mehr da war, ging ich zum Leuchtturm zurück.

Jetzt sitze ich in meiner Hütte am Küchentisch. Ich sitze gegenüber dem Fenster, das aufs Meer rausgeht. Neben dem Fenster ist eine Tür. Meine Hütte und mein Leuchtturm sind am äußersten Rand der Halbinsel, die wie der Arm eines Kraken vom Festland absteht. Hinter der Tür neben dem Fenster, das aufs Meer rausgeht, befindet sich ein kleiner Vorsprung, der dann steil in die Tiefe abfällt. Ich verlasse meine Wohnung deswegen immer durch die Vordertür, die sich zum Leuchtturm hin öffnet. Warum ich eine Tür habe, die zu den Klippen hinter meiner Hütte führt, weiß ich nicht. Vor einer Woche habe ich sie abgeschlossen. Die Sonne geht langsam unter. Ich muss gleich meine Hütte verlassen und im Turm das Signal anmachen. Dafür werde ich bezahlt. Es gibt einige Riffe hier in der Umgebung, die den Schiffen gefährlich werden könnten. Sie verlassen sich auf den Turm.

Wenn man von der Stadt auf mein Kap will, muss man über einen links und rechts steil abfallenden Pfad zwischen den Klippen laufen. Würde man betrunken von der Stadt zum Leuchtturm wollen, dann könnte man dort sehr leicht runterfallen, deswegen bin ich noch nie betrunken von der Stadt nach Hause gekommen. Wenn ich trinke, dann in meiner Hütte.

Ich würde mich auch jetzt gerne betrinken, aber ich habe nichts mehr da. Ich wollte gestern in der Stadt Vorräte kaufen, aber die Stadt war nicht mehr da. Vielleicht bin ich auch wirklich in die falsche Richtung, hin zum Strand, gegangen, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, über den Pfad bei den Klippen gelaufen zu sein. Das einzige, was ich sicher weiß, ist, dass die Stadt nicht mehr da ist. Vielleicht ist sie im Meer versunken, so wie die Sonne jeden Abend. Auch wenn ich nicht viele Freunde in der Stadt habe, macht es mich doch traurig, dass sie nicht mehr da ist. Ich glaube, Wind ist aufgekommen. Im letzten Schein der Sonnenstrahlen kann ich Wellen sehen, die sich über das Meer in meine Richtung bewegen. Ich werde, wenn ich gleich zum Turm gehe, den Vorhang zuziehen. Der Anblick des Meers macht mich seekrank. –

Die Stadt ist nicht mehr da, aber der Turm schon. Auf den Turm ist Verlass. Das Signal durchschneidet die Dunkelheit. Ich sitze im Turmzimmer, während der Regen an die Scheiben prasselt und der Wind um den Turm tobt. Ich wollte eigentlich in die Hütte zurück, aber die Tür war von innen verriegelt. Ich meinte, Geräusche in der Hütte zu hören. Langsam ging ich zurück zum Turm und schloss die Tür hinter mir ab. Nachdem ich die Leiter zum Turmzimmer hinaufgeklettert war, schloss ich auch die Luke hinter mir und schob eine der Kisten, die hier oben rumstehen, darauf. Der Vollmond ist hinter Wolken verborgen. Nur das Signal spendet mir Licht, ich habe keine Lampe hier oben, die ist in der Hütte. Ich weiß nicht, wer in meiner Hütte ist. Es kann niemand aus der Stadt sein, denn die Stadt ist nicht mehr da. Ich frage mich, ob das Funkgerät noch funktioniert, das unten im Turm steht. Ich will nicht nach unten klettern, also denke ich nicht an das Funkgerät. In der Ferne kann ich Schiffe sehen. Morgen wäre Fischmarkt, wenn die Stadt noch da wäre. Ich werde mich noch einmal auf den Weg machen. Aber erst sollte ich schlafen. –

Am Horizont geht langsam die Sonne auf. Ich kann das Signal ausmachen und in die Stadt gehen, aber die Stadt ist vermutlich nicht mehr da, also kann ich auch im Turmzimmer bleiben und die Tür hinter mir abschließen. Möwen umkreisen kreischend den Turm. –

Ich konnte nicht überprüfen, ob die Stadt wieder da ist. Der Weg zum Festland ist blockiert. Vom Turmzimmer aus kann ich sehen, dass ein Baum auf den Weg gekippt ist. Ich sitze auf dem Kap fest. Auch die Tür zu meiner Hütte ist noch immer von innen abgeriegelt. Nur der Leuchtturm bleibt mir. Ich sitze oben im Turmzimmer und betrachte den Horizont. Vielleicht sollte ich versuchen, eine der Möwen zu fangen. Die Leiter hierher zum Turmzimmer ist umgefallen, und der Treppe fehlen jetzt einige Stufen. Gleich muss ich das Signal anmachen, die Sonne geht schon wieder unter. –

Ich wollte in die Stadt gehen, aber die Stadt ist nicht mehr da [...]

Blickwechsel

Manchmal überrascht mich das Gefühl von Freiheit in unerwarteten Momenten. Während meine Reisegefährten ein Feuer für unser Abendessen entfachen, erwischt es mich auf dem Klo.

Nur fünf Tage ist es her, dass wir mit dem Auto Richtung Italien aufgebrochen waren: zwei Freundinnen und ich, ausgerüstet mit Schlafsäcken, einem Kochtopf, einer Matratze im Kofferraum und einem Klappstuhl mit Loch.

Auf letzterem sitze ich bereits einige Zeit mit dem Rücken zur untergehenden Sonne und warte – jedoch nicht auf ein Gefühl von Freiheit, sondern auf jene Gänsehaut, die bei hohen Querschnittsgelähmten meistens den nahenden Stuhlgang ankündigt.

Ich warte mit Blick auf einen kleinen, einsamen See, neben dem wir übernachten wollen und beobachte zwei Biber, die miteinander fangen spielen – ein durchaus romantischer Ort, wäre da nicht noch eine andere Realität: Mir ist kalt, ich habe Hunger und am Morgen ist bei einer Bergtour ein Schlauch meines Rollstuhls kaputtgegangen.

Es ist Feiertag, alle Läden haben geschlossen, und mir bleibt nichts anderes übrig, als an Ort und Stelle zu verharren. Praktisch, dass mein Körper ausgerechnet heute beschlossen hat, aufs Klo zu müssen.

Ich sitze, warte und beobachte etwas neidisch die Biber. Das Feuer hat schon längst zu prasseln begonnen, spendet Wärme, doch den Klappstuhl mit Loch erreicht sie nicht. Träge suhle ich mich in meiner Ohnmacht: Nicht einmal meine Scheiße will sich heute bewegen.

Ich stütze meine Ellbogen auf die Beine, fixiere meinen Blick auf das Loch im Klappstuhl und seufze.

Doch auf einmal kippt etwas in mir. Die Ohnmacht, die Sekunden zuvor meine Stimmung fesselte, wird von einer Wut überwältigt, die sich aus meiner Unfähigkeit, mich zu bewegen, speist. Die Wut packt meine Trägheit, meinen Neid, meine Unzufriedenheit und schleudert sie von mir.

Ich sitze und ich kacke, aber gebunden bin ich durch meinen Willen. Kein Stuhlgang, kein zerplatzter Reifen kann ihn fesseln. Ich bin, wo ich bin und wer ich bin: hier und jetzt. Ich kacke Freiluft in der Poebene.

Am nächsten Tag brechen wir früh auf, um ein Fahrradgeschäft zu finden, das den kaputten Schlauch wechseln kann. Wir parken das Auto in einer kleinen italienischen Stadt, und ich beobachte die Menschen vom Auto aus, während meine Reisegefährten den Reifen meines Rollstuhls zum Flicken bringen.

Ein Student radelt freihändig die Straße entlang, eine Zigarette lässig in der Hand. Eine Familie bepackt einen Anhänger mit Essen. Ein altes Ehepaar überquert im Schrittempo eine Straße, ihre beiden Gehstöcke klappern im Gepäckträger des Mannes.

Mein Arm ruht lässig auf dem heruntergelassenen Fenster, als ein junger Mann mit seinem Fahrrad neben mir vor der roten Ampel hält. Erst als er mir zulächelt, bemerke ich das bald-fahre-ich-selber-durch-diese-Straßen-Lächeln in meinem Gesicht. Einen Moment treffen sich unsere Blicke, dann fährt er weiter die Straße entlang.

Nachdenklich schaue ich ihm hinterher. Etwas in seinem Blick hat mich überrascht. Etwas war anders. Ich schließe die Augen und halte das Gesicht des Radfahrers in meinem Kopf fest.

Ein direkter und dennoch ruhiger Blick in mein Gesicht; ein unverstelltes Lächeln, das Augen und Mund gleichermaßen füllt; eine kurze Begegnung, die von Ruhe und nicht von Hektik und Unsicherheit gezeichnet ist.

Natürlich. Der Mann hat mich gesehen, aber nicht meinen Rollstuhl. Es war der Blick eines Mannes, der kein Mitleid, keine Scham, keine Verunsicherung verstecken muss.

Eine kurze Begegnung, bei der der Rollstuhl einmal nicht sofort im Mittelpunkt stand.

Ich muss wieder lächeln, ironisch diesmal: Mich befreit der Rollstuhl, doch die meisten Menschen sehen in ihm eine Fessel. Grinsend schaue ich aus dem Fenster und suche nach Blicken, die mir begegnen wollen.

Als meine Reisegefährtinnen wenig später hinter einer Straßenecke auftauchen und den - ihren Gesichtern nach zu urteilen - reparierten Reifen mit sich tragen, verschwindet der letzte Rest Anspannung in mir.

Der Rollstuhl ist repariert. Ich kann wieder durch die Straßen fahren, mich bewegen. Und die Blicke der Menschen?

Das ist ihr Problem.

Was ich nie sein wollte

Nur noch 25 Minuten. Ich gehe nochmal die Fragen durch, die ich mir für das Gespräch notiert habe. Ich kann sie kaum lesen. Nur Journalisten haben die Möglichkeit, Informationen aus erster Hand zu erfahren. Jetzt fällt mir auf, dass meine Mutter das immer gesagt hat. Ich habe gedacht, ich sei vorbereitet auf eine Situation wie diese. Dass ich es verdient hätte, ein Interview genau dieser Größenordnung zu führen. Dass sich die Arbeit gelohnt hat. Nur noch 25 Minuten. Im Studium an der Journalistenschule haben uns die Dozenten gewarnt, dass wir nicht allzu hohe Erwartungen haben sollen. Achtzehn Monate haben sie uns das eingehämmert. Sie haben immer wieder betont, dass wir gründlich und vorurteilsfrei recherchieren sollen und auch komplexe Themen jedem Leser verständlich machen müssen.

»Wer von Ihnen kann erklären, warum wir weiterhin gute Printmedien bereitstellen müssen, obwohl man sich heutzutage mit wenigen Klicks Informationen aus dem Internet beschaffen kann?«, fragt Herr Streiker, der Leiter unseres Seminars. Ich sehe, wie um mich herum die Hände der fünfzehn anderen Teilnehmer in die Höhe schnellen.

»Herr Brenner? Was können Sie uns dazu sagen?« Ich zucke zusammen. War ja klar, dass er mich drannimmt. Er kann mich nicht leiden. Ich sage: »Ich denke nicht, dass Printmedien noch lange eine bedeutende Rolle spielen werden. Sie sterben aus und werden vollständig durch den Onlinejournalismus ersetzt. Aber ist das natürlich nur meine Meinung.«

Herr Streiker betrachtet mich schweigend. In seinem Blick liegt eine Mischung aus Verzweiflung und Resignation. Ich spüre, dass alle mich ansehen, aber ich darf mich davon nicht nervös machen lassen. Ich muss dem Blick des Dozenten jetzt standhalten.

»Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen?«, wendet er sich an mich, als das Schweigen im Raum gerade unerträglich zu werden droht. »Nein«, erwidere ich kurz.

»Na, wenn Sie das glauben, würde ich mir an Ihrer Stelle nochmals überlegen, ob Journalismus wirklich das Richtige für Sie ist.«

Als ich am Ende des Seminars den Raum verlassen möchte, werde ich von einem meiner Kommilitonen aufgehalten. »Das eben war verdammt mutig von dir, Julian«, sagt er zu mir. Ich zucke nur mit den Schultern.

Ich habe Studium und Volontariat durchgezogen und jetzt sitze ich hier. In einem kleinen Raum der Redaktion der *Schwäbischen Post* bereite ich mich auf ein Interview vor. Nicht gerade das, was ich mir vorgestellt habe.

Während ich frustriert auf den vollgekritzelten Zettel starre, verschwimmen die Buchstaben vor meinen Augen. Habe ich mich damals nach dem Abitur tatsächlich für den richtigen Beruf entschieden? Schreiben ist mir immer leicht gefallen. Auch in der Freizeit, ich hab praktisch immer geschrieben. Doch die letzten Tage der Vorbereitung haben mir gezeigt, dass es mehr braucht, als nur das.

Mehr auch als die Begeisterung für Recherchearbeit, die mich für meinen heutigen Auftrag nicht gepackt hat. Es war meine Idee, Gehör für Themen, die mir wichtig sind, zu schaffen. Mich hat fasziniert, vor allen anderen über ein bewegendes Ereignis informiert zu sein, sich vor Ort informieren zu können. Das Interview eines Regionalkrimi-Autors gehört meines Erachtens nicht gerade zu den weltbewegenden Ereignissen.

Wie soll ich den Lesern etwas glaubhaft vermitteln, wenn ich selbst nicht daran glaube? Eigentlich dachte ich, ich könne als Journalist meinungsstark sein. Aber wenn meine Vorgesetzten einige dieser Meinungen kennen würden, könnte ich gleich meine Sachen packen.

Vielleicht ist das ja da Beste, jetzt zu gehen, und nicht zu warten, bis ich auffliege, bis klar wird, dass ich mich nie für so triviale Themen interessieren werde, wie sie in einem kleinen lokalen Blatt berichtet werden.

Oder doch nicht? Nur noch 15 Minuten.

Schaben

In den Ecken neben den Terrarien schwillt die Dunkelheit bereits an. Ich weiß nicht, ob sie noch Heimat verspricht. Über zwanzig Jahre ist es jetzt her. Ein Gedanke wie ein Ausatmen.

Die Luft hier schmeckt noch immer nach Fäulnis, Kot und klammer Feuchtigkeit. Ich hätte dich gerne hierher mitgenommen. Doch hinter der schweren Eingangstür aus Holz, die jetzt ein wenig klemmt, fand ich keine Menschenseele im Naturkundehaus. Ich lehne mich zurück, schließe die Augen und höre Rotschnabeltokos, die ihr abendliches Krächzen in den Raum werfen. Zwergmangusten, die ein aufgehängtes Huhn zerfleddern.

Fauchschaben, die durch trockenes Laub kriechen.

In all den Jahren hat sich kaum etwas verändert. Links hinter mir die Kragenechse, der Felsenwaran. In der Mitte die Abgottschlange, das Chamäleon. Rechts die kleinen Terrarien mit den Insekten. Vor mir die Schaben. Und vor den Schaben noch immer der waagrechte Sprung in der grauen Bodenfliese.

Denen mag ich nicht in freier Wildbahn begegnen, deine Stimme klingt hell.

Oft haben wir geflüstert hier. Vor allem, wenn wir mit ihnen alleine waren.

Jeder Schritt hierher, von der Tiergartenkasse bis zu den Schaben, im Grunde bereits jeder Schritt von meiner Wohnungstür bis zum Schmausenbuck, fühlt sich an wie ein Schritt zurück in unsere Vergangenheit. Eine Vergangenheit der platten Nasen, die Schabenscheibe als letzte Grenze, sobald wir über den Rand des Terrariums schauen konnten, du etwas eher als ich.

Guck mal, man sieht genau, wo unsere Nasen waren an der Scheibe, ich höre deine Stimme. Greifbar wie der Grusel, den uns diese Tiere wohligh warm unter die Haut schoben, jedes Mal aufs Neue. Sie hielten uns gefangen, auf den kühlen Fliesen vor dem Terrarium. Ganze Nachmittage standen und saßen wir hier, vor ihrem unscheinbaren Glaskasten. Wir hatten unseren Platz im Tiergarten gefunden. Er lag nicht bei den Elefanten, bei den Gorillas oder Delfinen. Die Schaben im Naturkundehaus waren die einzigen Tiere, die uns den Besuch wert waren. Wir verachteten die Erwachsenen, die unseren Schaben nur einen flüchtigen Blick schenkten und dann hastig weiterzogen, von quengelnden Kindern angetrieben. Im Naturkundehaus findet man keine großen Tiere, keine flauschigen Tiere. Man findet unsere Schaben, kinderhandgroß, mit dunklen Panzern, langen Fühlern und kleinen Hörnern. Sie bewegen sich träge. Ich ziehe mein Portemonnaie aus der Tasche, meine

Finger ertasten die Jahreskarte, sie ist noch da, angerissen, gefaltet und ausgewaschen. Unsere Schaben waren der Grund für die Jahreskarten an frühen Heiligen Abenden, für die ersten krummen Pfennigbeträge auf unseren Sparbüchern, als wir älter wurden und für unruhiges Hinfiebern auf den Tiergarten-Samstag. Wir blieben bei ihnen, so lange wir konnten. Diese Monster, wie sie Mama immer nannte. Sie waren ihr nie geheuer. Wenn ihre Geduld aufgebraucht war, kam ihre Hand, griff nach uns und zog. *Kommt, Jungs, wir wollen doch noch den Rest vom Zoo anschauen.* Mama hat immer Zoo gesagt.

Ich laufe eine kleine Runde zu den anderen Tieren, ohne sie näher anzusehen. Meine Schritte hallen durch das leere Naturkundehaus. An der Eingangstür angekommen, sehe ich dich, sehe ich mich, unsere Mutter. Wir gehen hinaus. Regelmäßig folgte damals ein routiniertes Abspulen von Gesten und Manövern, das schon als Kind gut funktionierte: ein zu lautes Lachen bei den Gorillas, ein begeistertes Klatschen bei der Delfin-Vorführung, ein ungelenkes Bewerfen der Elefanten mit Karotten. Rund eineinhalb Stunden, mit vielen Blicken meiner Mutter auf ihre Uhr. Rund eineinhalb Stunden, die für sie dennoch dazugehörten und die sie wahrscheinlich beruhigten. Diese Pflicht fiel erst weg, als wir alleine gehen durften. Als wir alleine sitzen durften, bei unseren Schaben, so lange wir wollten, so lange die Sonne es zuließ. Ich wäre gerne noch einmal mit dir hierhergekommen. Denn heute bleibe ich. Heute habe ich es selbst in der Hand.

Ich ziehe prüfend an der Tür, sie ist bereits verschlossen. Niemand hat mich bemerkt. Ich laufe zurück zu unseren ausgestellten Schaben. Ein Gefühl wie ein Einatmen. Der Tierpfleger kam meist, wenn die Düsternis in den zahlreichen Ecken des Naturkundehauses am frühen Abend weiter answoll. Dann legte er seine warme Hand auf deine Schulter oder auf meine Haare und sagte: *Wir schließen jetzt, Kinder.* Ab und zu erschien er ein wenig früher, setzte sich mit zu uns vor das Terrarium und nahm uns mit seiner rauen Stimme und seinen wachen Augen mit nach Madagaskar, wo es Fauchschaben noch außerhalb von Terrarien gibt. Nahm uns mit in den dichten Wald, der Boden bedeckt mit vertrocknetem Laub, morschen Rindenstücken und faulem Obst. Und wenn dort die Schatten länger werden, regt sich der Untergrund, die Schaben erwachen und suchen erneut nach Nahrung, die es hier im Überfluss gibt. Blätter, Früchte, andere Schaben, tote Tiere. *Die Schaben fressen alles.*

Ich setze mich, die Hände unter dem Hintern. Eine unter Last gebrochenen Fliese. Ich fühle den Sprung, wie er sich in meine Fingerkuppen schneidet. Mittlerweile kann

ich im Sitzen über den Rand gucken. Ich sehe die dunklen, regungslosen Panzer. Die zuckenden, suchenden Fühler.

Ich möcht aber noch nicht weg, sagtest du oft, wenn Mama von der Bank aufstand.

Ich möchte nicht, dass du gehst, das habe ich dir nie gesagt.

Die Wände kommen spürbar näher, hier auf dem Boden. Wie klein man sich fühlen kann, wenn einen die Erinnerung drückt. Doch wenigstens bist du wieder bei mir.

An so viel kann ich mich noch erinnern

Ich suchte zum betreffenden Zeitpunkt bereits seit, - lassen Sie mich überlegen-, seit ziemlich ungefähr knapp drei Monaten nach der besten Methode, um Kaffee aus Teppichböden zu entfernen. Dass mich der stellvertretende Chef *Fußnote: Herr Osram war im Urlaub. Ende Fußnote.* als Putzkraft in das Großraumbüro einer Architekturvermittlung geklemmt hat, ist ungefähr so passiert. Als er mich bei meinem Vorstellungsgespräch fragte, was ich bereits so gemacht hätte, antwortete ich, meine große Leidenschaft sei das Cellospiel gewesen, dass mir das Studium das Ganze aber irgendwie verdorben habe. Naja, er hatte dann eben was für mich.

Kurz vor der üblen Sache, die später dann passiert ist, und darum geht es ja wohl eigentlich in diesem Bericht, saß vor mir in diesem Großraumbüro Herr Lothreich. Jeden Tag verschüttete, bröselte und krümelte dieser Mensch an seinem Schreibtisch, als gäbe es keinen Feierabend. Excel-Tabellen und Knäckebrot. Also halt wirklich krass. Sein Nacken war enorm faltig, weshalb ich immer vermutete, dass er seinen Kopf bei Gefahr blitzschnell und komplett einziehen konnte.

Immer wenn ich putzte, also reinigte *Fußnote: "Reinigen!" Reinigen sollen wir sagen! Ende Fußnote*, hörte ich Cellokonzerte über alte, bis zu diesem einen Tag aber top funktionstüchtige Kopfhörer. An diesem Tag hörte ich Schostakowitschs Erste, ja, ganz sicher. Nicht wegen der Ablenkung, falls Sie das denken. Sowas hört man nicht zur Ablenkung, jedenfalls nicht nur. Ich konnte mich so stets der Illusion hingeben, keinen Lappen über eine verschwitzte Tischplatte zu rubbeln, sondern den Bogen eines Cellos über dessen Saiten zu streichen - ein bisschen, wie früher. Ein bisschen, wie vor dem Studium. Das sind fast genau die gleiche Bewegung, das Putzen und das Streichen, wirklich mal.

Doch als ich Lothreichs Socken wie jeden Tag aus dem Mülleimer nahm *Fußnote: Fragen Sie besser nicht nach. Die Erklärung könnten Sie extrem verunsichern. Ende Fußnote* bemerkte ich, dass meine Kopfhörer knisterten. Das mag für Sie vielleicht harmlos klingen, doch mit jeder Bewegung brach eine Zehntelsekunde aus dem Konzert heraus. Es muss der Kontakt sein, dachte ich, das weiß ich noch. Der Kontakt der Kopfhörer muss defekt sein, dachte ich, genau wie meine Kontaktfreudigkeit sich während des Studiums, und wegen all dieser toten Worte über Musik, langsam aus

dem Leben geknistert hatte. *Fußnote: Wissen Sie, man hätte sich nach einem abgebrochenen Musikstudium auch nach anderen Tätigkeiten umsehen können, aber Ordnung und Sauberkeit und klassische Musik haben gemeinsam, dass sie sowas wie Muster sind, verstehen Sie? Muster, die nur mit einem gewissen Zutun entstehen, ist ja auch egal. Ohne Komposition, ohne Instrument: kein Konzert. Ohne mich und den kleinen Schwamm hier: morgen immer noch überall Kaffeeränder und Krümel. Es beruhigt mich einfach! Wenn ich Musik höre und oder putze, wenn ich einfach weiß, dass alles bald wieder gut ist, dann weiß ich, wo ich bin. Und dann fühle ich mich auch gut da. Ende Fußnote*

Mein Herz begann zu rasseln wie das Husten einer Raucherlunge, rumpelte umher wie eine Waschmaschine mit Schuhen drin. Das Schlimmste war jedoch: Da war keine Stille. Wäre es einfach nur ruhig gewesen, hätte ich mich an der Ordnung der Dinge um mich herum festhalten können. Das hatte ich ja fast alles schon sauber gemacht, und dann rauscht die Welt plötzlich in Stereo.

Ich konnte nichts tun, genau wie ich gegen diese Leute in der Uni nichts ausrichten konnte, ich versuchte, klar zu bleiben. Ich nahm einen frischen Bogen aus der Verpackung, stimmte die richtige Menge Spülmittel ab, rührte einmal richtig um, Konzentration und Zwischenspiel.

Warum ich dann Herrn Lothreich anschrie, dass es in der Musik fünf Pausenlängen gebe, und er sich doch nur eine halbe nehmen solle, dass er sich in Ordnung bringen solle, weiß ich nicht mehr. Obwohl das ja für diesen Bericht vermutlich relevant wäre.

Danach sprang plötzlich alles leicht aus der Fassung. Der kleine Mensch erschrak unglaublich, zog jedoch nicht, wie von mir vermutet, den Kopf und die Gliedmaßen ein, sondern stieß sich von dem Tisch ab, als wollte dieser ihm etwas antun. Er quiekte kurz und fragte, ob ich denn verrückt sei, haa? Zudem knisterte natürlich noch alles. Ich dachte in dem Moment, das weiß ich noch, an das Greifen eines Barré, an eine halbe Pause und die klaren Muster einer Partitur. Doch was dann geschah, ist in meiner Erinnerung nur noch Publikumsapplaus, denn die Welt zerrauschte mir vor den Augen weg. Irgendwo fallend zwischen Sagrotan und Symphonie, zwischen Kadenz und Ajax. Tenor, Tinnitus und Titus schütteln Hände. Das Klicken einer glasklaren Stakkato-Tastatur, Absätze pochen, ein Stoß dünner Blätter fällt.

*Fußnote: An so viel kann ich mich noch erinnern, den Rest wissen Sie ja selbst, und auf den drei Seiten, die Ihre Berichtsbögen hier haben, kann man auch nicht mehr

erzählen. Jetzt riecht's hier immer so süßlich, alle Farben sind so pastellig, und das Personal versucht, um Herrgottswillen, niemandem auf die Füße zu treten. Das ist doch alles kein Zustand. Ich will dahin zurück, wo Menschen krümeln und laut sind und ich will damit umgehen können. Ich will mich bei Herrn Lothreich entschuldigen und bei Osram und dem stellvertretenden Chef. Man hat die beiden ganz schön rund gemacht, weil sie mich in meinem Zustand wohl nicht hätten einstellen dürfen. Ich will das alles wieder hinkriegen. Das klingt doch gut, oder? Fußnote* Ende.

Die Bayerische Akademie des Schreibens

ist eine Kooperation des Literaturhauses München und der Universitäten Bayreuth, Erlangen, LMU München, Bamberg, TU München und Regensburg. Mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst.

Koordination und Kontakte zu den Autoren

Dr. Katrin Lange

Literaturhaus München, Salvatorplatz 1, 80333 München

Tel. 089-291934-23; E-Mail. klange@literaturhaus-muenchen.de